

Ignaz von Döllinger



Erinnerungen

von

Luise von Kobell



Mit einer Titelgravüre



München
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck)
1891

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Vor ungefähr zwölf Jahren besuchte uns eines Tages Ignaz von Döllinger. Im Laufe des Gespräches ergab es sich, daß der Stiftsprobst mit meinem Manne (Staats-Rat v. Eisenhart) und mir die Freude an den Naturschönheiten des englischen Gartens zu München teilte, und daß auch er es zu seinen Lebenserquickungen zählte, bald im Sonnenschein die farbenhelle Landschaft zu durchschreiten, bald am kühlen Wasser, im Schatten frischgrüner Bäume zu wandeln. Deshalb machte er uns den Vorschlag, wöchentlich einmal gemeinsam spazieren zu gehen und gleich am nächsten Tage damit zu beginnen. Dieser fiel auf einen Freitag, und so entstanden unsere Freitagsspaziergänge im englischen Garten, welche bis zu Anfang des Jahres 1890 so pünktlich wie möglich eingehalten wurden.

Vorliegende Aufzeichnungen sind das Ergebnis der dabei gepflogenen Gespräche, die Döllingers Geist beseelte. Längst verstorbene Menschen lebten in seinen Worten wieder auf, nicht phantastisch und gefälscht, sondern echt und voll packender Wahrheit, und viele

seiner Zeitgenossen umfaßte er in seinem verständnis-vollen, scharfsinnigen Urteile.

Ich entschloß mich, diese Gespräche der Vergessenheit zu entziehen, teils auf Zureden verschiedener meiner Freunde, teils ermunterte mich dazu ein Ausspruch Döllingers, den er that, nachdem er die von mir geschriebene Biographie meines lieben Vaters, Franz von Kobell, gelesen hatte: „Ich habe mich sehr daran erfreut; bei dem Schlusse überfiel mich der wehmütige Gedanke: hätte ich auch einstmals eine Angehörige, die mich und mein Thun so liebevoll beurteilte.“

Vermehre ich durch die Kundgebung seiner geistreichen, überzeugungstreuen Gedanken Döllingers Freunde, und vermindere ich seine Gegner oder stimme ich sie versöhnlicher, dann ist der Zweck dieser Aufzeichnungen reichlich erfüllt.

Die interessante Titelgravüre, durch welche der Verleger in der liebenswürdigsten Weise das Büchlein schmückte, stellt Döllinger im Kreise von Freunden dar (S. 47). Sie scheinen Alle einen frohen Tag zu haben, und gewiß waren die inhaltsreiche Unterhaltung, der erfrischende, vom Tegernsee herüberstreifende Luftzug, der würzige Blumenduft des schönen Gartens die Ingredienzien der Zufriedenheit, die sich in den Physiognomieen der Dargestellten kundgibt.

Inhalts-Verzeichnis.

Berichtigungen.

S. 7. Zeile 7 von unten ist „Ablehnung" statt „Auflehnung" zu lesen.
S. 17. Am Schluß des ersten Absatzes von oben fehlt das Anführungszeichen.
S. 17. In der 2. Zeile des 2. Absatzes tilge das „aber".
S. 29. Zeile 2 von oben lies: „eine ältere deutsche Ausgabe des Heliodor".
S. 38. Zeile 2 von unten lies: „Civiltà cattolicà".
S. 43. Letzte Zeile der Anmerkung ergänze: Band V. Okt. 1890.
S. 44. Zeile 7 von oben lies: „repräsentierte".
S. 51. Zeile 1 von oben lies: tohuwabohu.
S. 76. Vorletzte Zeile lies anstatt „konnte": „zu können meinte".
S. 123. Zeile 3 von oben tilge das Anführungszeichen.

I.

Mitteilungen Döllingers über seine religiöse Entwickelung.

Joh. Jos. Ignaz von Döllinger, der älteste Sohn des berühmten Anatomen und Physiologen J. Döllinger, war zu Bamberg am 28. Februar 1799 geboren und ist zu München am 13. Januar 1890 gestorben.

Seine Kindheit war weder sonnig noch trübselig, weder reich noch arm an Freuden. Da die Genügsamkeit ein Charakterzug Döllingers war, blickte er mit Zufriedenheit darauf zurück, und ließ gelegentlich in seinen Gesprächen ein Streiflicht auf dieselbe fallen.

„Die Eltern-Autorität und Strenge", sagte er, „lagen noch in der Luft, als ich ein Kind war; das „Sie", das man gegen Vater und Mutter anwandte, türmte sich für die Kinder auf, statt des vertrauten Du in unseren Tagen, — und der Gehorsam war eine Art Natur- und Gesetzgewalt. Kinder hatten zu gehorchen, Eltern zu befehlen; dagegen kam nur in Ausnahmsfällen eine Widersetzung oder eine Kritik auf." Mit fünf Jahren lernte er die lateinische, mit sieben Jahren die griechische Sprache.

„Mein Klassenlehrer", erzählte uns Döllinger, „nahm die Gewohnheit an, mich zur Übung im Griechischen auf-

zurufen, so oft einer meiner Mitschüler bei den Übersetzungen nichts wußte, und ich übersetzte dann die betreffenden Stellen und lächelte wohl dabei. Denn wir Buben hatten bald los, daß der Lehrer mit dem Griechischen nicht auf dem vertrautesten Fuße stand, und mich aufrief, um seine Unkenntnis zu bemänteln. Eines Tages erhielt ich zu meiner Verwunderung von meinem Vater eine Ohrfeige, weil der Lehrer sich beklagt hatte, ich mache stets ein so eingebildetes Gesicht, wenn er uns im Griechischen unterrichte!"

Regelmäßig hatte Döllinger seine Mutter in die Kirche zu begleiten. Sie verweilte darin oft Stunden lang und der kleine Junge betete und überließ sich dem frommen, poesievollen Eindrucke, den die katholische Kirche auf das Gemüt hervorzubringen vermag. War er zu Hause mit seinen Aufgaben fertig, mußte er ihr des öfteren, statt Käfern und Schmetterlingen nachjagen zu dürfen, aus einem Erbauungsbuche vorlesen. Sein Vater, dessen Strenge er fürchtete, förderte die Wißbegierde seines Sohnes teils durch eigenen Unterricht, teils durch Gespräche. „Nur auf alle Fragen, die ich als Knabe an meinen Vater in theologischer Beziehung gestellt, antwortete er stets: „Das weiß ich nicht," oder: „Das weiß man nicht," so daß ich im Dunklen blieb. Da dachte ich mir schon als Knabe, wenn du die Theologie erlernst, wirst du vieles begreifen und verstehen, und der Mutter Auskunft geben können. Dieser Gedanke befestigte sich so in mir, daß ich bald nicht mehr anders wußte, als daß ich Theologe werden sollte. Ich dachte dabei weniger an den Geistlichen als an den Theologen. Ich erwählte also diesen Stand, um zu ergründen, was möglich sei, und habe, wie Sokrates, den Trost, durch Fleiß und Mühe bis

an die Grenze des menschlichen Wissens gedrungen zu sein, aber wie weit blieb ich hinter dem zurück, das ich zu erreichen hoffte!"

„Meine Mutter hatte meine Berufswahl warm unterstützt, mein Vater verlangte, daß ich neben der Theologie die Jurisprudenz studiere. Ich bezog also die Universität Würzburg, wo mein Vater Professor der Anatomie war, und hörte die Rechtsgeschichte bei Brendel, der auch ein Kirchenrecht schrieb, und die römischen Institutionen bei Kleinschrodt. Die Vorlesung Brendels war unerträglich langweilig, er holte weit aus, begann bei Indien und ich merkte sehr bald, daß er von Manus Gesetzbuch nur aus fünfter Hand wisse. Auch das Kollegium Kleinschrodts konnte ich in die Länge nicht aushalten. Die Stillicidien, welche die Römer bei dem großen Wassermangel mit viel Umständlichkeit behandelten, interessierten mich nicht im geringsten, und der singende, etwas monotone Vortrag des Professors dazu, verleidete mir die Vorlesung. Ich fing an, die Kollegien zu vernachlässigen, und beschloß, nie Jurist zu zu werden."

„Die Professoren der anderen Fächer lockten mich gleichfalls nicht. Die Universität Würzburg schien mir damals eine Sammlung unbedeutender Kräfte. Mit der Theologie war es nicht besser bestellt, aber da ich mir dieselbe als Beruf erwählt hatte, begnügte ich mich auch mit mangelhaften Vorträgen. Ja, wenn ich nach Berlin gegangen wäre, Savigny und Eichhorn gehört hätte, wäre ich vielleicht Jurist geworden."

„Gräfin Montalembert," bemerkte Döllinger bei einem unserer Spaziergänge, „dachte freilich ganz anders über meine

Berufswahl, denn sie bat mich, ich möchte ihr doch meine poetische Liebe erzählen, wegen welcher ich Priester geworden sei. Als Student, sagte ich ihr, schwärmte ich für ein braves, hübsches Mädchen; ein anderer, vom Vater Begünstigter, bewarb sich zu gleicher Zeit um ihre Gunst, und da ich nichts war und nichts hatte, ein innerer Drang mich auch mächtig zur Theologie zog, entsagte ich meiner Schwärmerei, und das Mädchen heiratete den anderen, das ist die einfache Geschichte. — „Wie?“ entgegnete enttäuscht die Gräfin, „nicht bloß um das Mädchen vor dem Zorne der Eltern zu erretten, die es verstoßen hätten, wenn es nicht in die Heirat mit dem reichen Freier eingewilligt, wie man es sich in Frankreich erzählt, nicht aus Liebesleid, sondern aus Neigung zur Theologie — oh, ich habe es mir viel romantischer gedacht!“ — Meine Gegenversicherungen, daß ich weder früher etwas Romantisches hatte, noch jetzt romantisch sei, verhallten gänzlich; die Gräfin blieb dabei, daß ich aus unglücklicher Liebe die geistlichen Weihen empfangen. Was können Sie gegen die festgesetzte Ansicht einer Dame machen?“

„Nichts,“ sagten zusammenhaltend mein Mann und der Stiftsprobst.

„Noch erinnere ich mich bei meiner ersten Messe (1822),“ fuhr Döllinger fort, „der Freude meiner Großmutter und meiner Mutter. Ich habe dabei mehr an dieselben als an mich gedacht. Die ernste Handlung wird stets fröhlich gefeiert, aber das Gepränge, das lukullische Mahl, die Braut, das sind ja lauter Dinge, die einem nur als drastische Zukunftsentbehrungen dargestellt werden. — Glücklich war ich als Kaplan zu Oberscheinfeld, und die Aussicht, Landpfarrer zu werden, auf die Gemeinde eindringlich wirken

zu können, nach der Tagesmühe in einem stillen Garten zu weilen oder zu Hause ungestört studieren zu können, war mein Ideal und ist es noch heute."

Döllinger strebte nie nach kirchlichen Würden, sondern wich ihnen aus, sagt Professor Cornelius in seiner meisterhaften, ergreifenden Gedächtnisrede.*)

Döllinger ward im Jahre 1823 zum Professor am Lyzeum zu Aschaffenburg, 1826 zum Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an der Universität München ernannt. In Anerkennung seiner Schrift „Die Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten" hatte ihm die theologische Fakultät zu Landshut den Doktorhut verliehen. Durch seine Freunde in München, Philipps, Görres, Bader, Ringseis, Brentano 2c. geriet er in das ultramontane Lager.

Falloux berichtet in seinen „Mémoires d'un royaliste", München sei damals der Herd einer großen religiösen und künstlerischen Erneuerung gewesen. „Welch' edle und feurige Unterhaltungen, welche Liebe zur Kirche und deren Sache. Nichts hat so an die Reden der ersten Christen erinnert, wie die sprühenden Apologieen des alten Görres, die gelehrten Folgerungen Döllingers, die frische Originalität Brentano's."

„In den ersten Jahren seiner Thätigkeit als Religionslehrer," sagt Lord Acton**), „schreckte er wiederholt vor dem Lesen solcher Bücher zurück, die nicht den Stempel der Rechtgläubigkeit trugen. Es dauerte lange, bis er sich

*) Gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München am 28. März 1890.

**) „Doellinger's Historical Work" in: The english Historical Review. N. 20. Vol. V. Oct. 1890.

an Sarpi, oder an Pascals „Lettres d'un Provincial" oder an Ranke's „Geschichte der Päpste" wagte. Als das letztere Werk erschien, war er 35 Jahre alt und er konnte nicht genug staunen über die Leichtigkeit, mit welcher ein so vielwissender Mann an ein so heikles Thema herantrat."

Voll Feuereifer und parteiisch stritt und kämpfte Döllinger in Wort und Schrift für die Kirche; allmählich erkaltete er, und im Jahre 1861, da er im Odeonssaale zu München in einigen Vorträgen die Möglichkeit, selbst die Wahrscheinlichkeit einer völligen Säkularisierung des Kirchenstaats und die daraus entspringenden Folgen für die katholische Kirche besprach, schrieb er an seinen Freund Graf Montalembert: „Ich bin sehr ernüchtert. Es ist so Vieles in der Kirche anders gekommen, als ich es mir vor 20—30 Jahren gedacht und rosenfarbig ausgemalt hatte."

„Wenn ich bisweilen das eine oder das andere von mir Geschriebene lese," führte er einmal auf einem Spaziergang aus, „so begreife ich jetzt nicht mehr, daß ich es schreiben konnte. Ja, man muß alt sein, um ganz objektiv und gerecht zu sein. Ranke ist hierin ein Muster, er läßt sich nie hinreißen, und urteilt mit der größten Objektivität. Ich habe viel von ihm gelernt und danke es ihm."

Vielleicht machte Döllinger doch noch eine kleine Ausnahme in der Objektivität bei seiner Beurteilung der Engländer und bei der der Jesuiten. Für die ersteren, unter welchen er viele warme Freunde und Verehrer hatte, die ihm durch Briefe und Besuche „die breite Grundlage zu einer mit den Jahren wachsenden unvergleichlichen Überschau der Weltverhältnisse, der Zustände und Entwicklungen der Menschheit gewährte," hegte er große Sympathien. Die

letzteren betrachtete er durch eine schwarze Brille: ihrem Einflusse schrieb er vor allem das Unfehlbarkeitsdogma zu. Daß er jedoch eine Zeitlang noch zuversichtlich hoffte, es werde trotz der Bemühungen der Jesuiten das Unfehlbarkeitsdogma nicht zu stande kommen, geht u. a. aus einem Brief hervor, den er am Palmsonntag im Jahre 1870 an meinen Mann richtete:

„Das Memorandum des Grafen Daru scheint mir ein ganz vorzüglich gelungenes Werk zu sein. Es trifft auch in Bezug des Unfehlbarkeitsdogma den Nagel auf den Kopf; nur wäre zu wünschen, daß die politischen Folgen dieser Doktrin und ihre rückwirkende Kraft noch besser ausgeführt worden wären. Eine der Denkschrift des Grafen Daru ähnliche, an das Konzil (nicht bloß an Antonelli) gerichtete Kundgebung unserer Regierung würde folgende Vorteile bieten:

1) Würde sie den Bischöfen der Minorität Mut einflößen und sie bedürfen desselben gar sehr.
2) Würde sie den Eindruck, den die französische Denkschrift im Vatikan machen muß, wesentlich verstärken.
3) Würde, da doch jetzt derartige Aktenstücke in Blau-, Rot- und Gelbbüchern früher oder später veröffentlicht zu werden pflegen, eine bayerische Denkschrift der Regierung eventuell als Stützpunkt für ihre Protestation und Auflehnung gewisser Beschlüsse dienen.“ —

„Alles scheint,“ heißt es in einem anderen Briefe am 14. März 1870, „von der Frage abzuhängen, ob die deutschen und französischen Bischöfe fest bleiben werden. Es ist daher dringend, daß die Bischöfe nicht etwa ermüden, oder, von Heimweh ergriffen, abreisen, oder auch nur Urlaub nehmen. Welch ein Zustand, einzig in der ganzen Welt-

geschichte, daß so unermeßliche Wirkungen gleich dem Schwerte des Damokles an dem Pferdehaare einiger Bischofsstimmen aufgehängt sind! — Die völlige Ausschließung des ganzen Laien-Elementes und aller Regierungen aus dem Konzil ist unerhört und geradezu das Gegenteil des früheren Verfahrens bei allen Konzilien in 1800 Jahren, und ist noch ganz besonders darum eine Ungerechtigkeit, weil die päpstliche Kurie die Bischöfe nötigen will, eine Reihe von Dekreten über die Verhältnisse von Kirche und Staat anzunehmen, und also die erste Regel, daß nämlich die Beteiligten (die Vertreter der Regierungen) gehört werden sollen, in flagranter Weise verletzt wird. — Es ist ein wirkliches Unglück, daß Herr von Beust als ein mit der fraglichen Materie nicht näher bekannter Protestant den ganz politischen Charakter des Unfehlbarkeits-Dogma nicht erkennen will und sich daran anklammert, daß diese Lehre bloß als innere, den Glauben allein angehende Angelegenheit zu betrachten sei."

Wie tief ihm diese Lehre zu Herzen ging, bezeichnet eine zufällige Bemerkung von ihm, als wir über die Gesundheit und den Schlaf sprachen. „Ich habe nur eine ganz schlaflose Nacht in meinem Leben gehabt," sagte er, „es war diejenige, in welcher ich mein Gewissen wegen des Unfehlbarkeits-Dogma erforschte, hin und her sann und zu der Überzeugung gelangte, ich dürfe und könne nicht zu der Infallibilisten-Partei übergehen."

Der ihm so oft mündlich und schriftlich in harter Weise gemachte Vorwurf, es haben ihn „Irrtümer, durch Hochmut großgezogen und unbewußt gepflegt, von der einen heiligen Kirche Christi gelöst," widerlegt sich von selbst, denn

ein hoffärtiger Mann hätte vorher und nachher ganz anders gehandelt.

Wiederholt kam Döllinger in seinen Gesprächen auf das ihn so tief bewegende Thema zurück, aber so sehr er auch seine mit vielen inneren Kämpfen errungene Überzeugung festhielt, so wenig versuchte er es je, Propaganda zu machen. Auf meine Einwände erwiderte er stets: „Sie haben für sich ganz recht, so zu denken, ich muß anders denken, und alle mündlichen und schriftlichen Vorstellungen, von welchen ich von Herren und Damen des weltlichen und geistlichen Standes bedrängt werde, können mich nicht zu einem Meineide verleiten.“

„Die Unfehlbarkeit des Papstes war wohl schon in früheren Zeiten eine Meinung, aber nie ein Dogma, und welche Kluft ist zwischen einer Meinung und einem Glaubensartikel! Ich empfinde oft im tiefsten Inneren einen Gewissensskrupel, denn ich habe als Theologe viel gut geheißen, viel in meinen Büchern im schönsten Lichte gezeigt, von dem ehrlichen Wunsche beseelt, die Religion und die Kirche zu heben und manchen Fehler verschwieg ich. Dadurch habe auch ich dazu beigetragen, den Klerus zu bilden, der später das Unfehlbarkeits-Dogma befürwortet und angenommen hat. Man geht oft weit, und gelangt dann plötzlich, unvermutet an einen Punkt, wo man Halt macht, weil sich das Gewissen sträubt, weiter zu gehen. So erging es mir bei diesem Dogma.“*)

*) Man vergleiche auch: Briefe und Erklärungen von J. von Döllinger über die Vatikanischen Dekrete. München 1890. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

II.

Auf dem Spaziergange.

Wer Döllinger auf der Kanzel, im Hörsaal, in der Kammersitzung, im Reichsrate sprechen gehört, hatte wohl stets den Eindruck eines bedeutenden, gelehrten Mannes empfangen; aber sein Gemüt und seine Heiterkeit konnte man am besten in Gottes freier Natur kennen lernen. Da freute ihn Baum und Wiese, Sonnenschein und Vogelsang, Wasser und Luft. Die Luft konnte noch so rauh und naßkalt sein, er fand immer etwas zu ihrem Lobe heraus, so daß ich unwillkürlich dabei, natürlich ohne sonstigen Vergleich, an folgende mir von Döllinger erzählte Legende dachte: „Auf einer Straße in Galiläa lag ein toter, verwesender Hund. Die Leute, die ihn sahen, sagten: Wie häßlich, wie ekelhaft, welch schlechter Geruch! Aber Christus, der auch des Weges gekommen, sprach milde: Er hat doch schöne Zähne."

Interessirte Döllinger lebhaft ein Gespräch, so hatte er die Gewohnheit, da und dort stehen zu bleiben, somit unterhielten wir uns oft inmitte des Schnees oder eines Wassertümpels über Aristoteles, über den heiligen Hieronymus, über Politik 2c., denn der achtzigjährige Mann achtete nicht auf solche Wetterkleinigkeiten, und wir ahmten ihm mit einiger Selbstüberwindung darin nach.

Entfaltete aber ein Frühlingstag seine Pracht, so legte

er jugendfrisch seinen Überzieher über den Arm, schritt rüstig vorwärts und machte uns bald auf diese Pflanze, bald auf diese Beleuchtung aufmerksam.

„Sie freuen sich doch an allem Schönen, Herr Reichsrat."

„Ja, aber in anderer Weise als jener Parlamentsrat aus Bordeaux in der Revolutionszeit, der sich bei blauem Himmel und herrlichem Wetter die Hände rieb und ausrief: voilà un beau jour pour une exécution."

Mit der gleichen Freundlichkeit, mit der er den ihn Fragenden Mitteilungen aus den Schätzen seines Wissens machte, gab er einem alten Weibe Bescheid, das ihn um Weg oder Zeit fragte, kaufte einem armen Kinde Blumen ab oder tröstete und beschenkte es, wenn es fror oder hungerte, und ließ weder im Freien noch vor seiner Thüre einen Bettler ohne Almosen weggehen.

* * *

Es war an einem Maitag 1881.

Wir gingen in einer wahren Blütensymphonie im englischen Garten spazieren; da die Sonne ihre Frühlingswärme überbot, waren wir durstig geworden und beschlossen, uns im Garten zum „Chinesischen Turm" zu erfrischen. Bald saßen wir an einem kleinen Tisch unter einem Baum, und Döllinger bestellte sein Lieblingsgetränke, die Limonade, für uns. Die Kellnerin überbrachte das Verlangte in der primitivsten Art: Runzelige Zitronen und je einen Zinn-Eß-löffel im Zuckerwasser. „Wir werden doch besser thun, das nächstemal bei mir zu Hause Limonade zu trinken," sagte fröhlich Döllinger und machte uns dann auf einige im Grünen spielende Kinder aufmerksam und auf die rings um

uns sitzenden Menschen, welche aßen und tranken. „Freuen wir uns, daß sie nicht hungern, denn, wie Remusat sagt: Sa Majesté le peuple est tranquille quand il digère."

Wagners Götterdämmerung, welcher ich kurz zuvor im Theater angewohnt, brachte das Gespräch auf die nordische Götterwelt. „Die Asen," sagte der Stiftspropst, „unterscheiden sich wesentlich von den griechischen Göttern und der Olymp existiert nicht in der nordischen Mythologie, aus Naturgründen, denn die Griechen dachten sich das Leben auf dem von herrlicher, frischer Luft umwehten Berge sehr schön, indes doch keinem Nordländer einfällt, daß auf seinem mit Schnee und Eis beladenen Gebirg ein göttliches Dasein zu führen sei. Die Götterdämmerung selbst ist nach den Forschungen eines berühmten norwegischen Gelehrten erst durch das Christentum entstanden, das die heidnischen Vorstellungen durchdrang, und sich in dieselben einschlich. Auch Professor Maurer, eine Autorität, stimmt der Ansicht bei, daß die Götterdämmerung keine ursprüngliche Sage sei, sondern daß sie erst durch Zuthaten entstand." —

Während unseres Gesprächs hatte sich der Himmel umwölkt. Es regnete plötzlich in Strömen. Döllinger lachte. „Den Jupiter Pluvius hatten nur die Römer, die Griechen wußten nichts von einem Regengott. Heute thut er übrigens mehr als seine Schuldigkeit. Da fällt mir ein altes thüringisches Kirchenlied ein, welches lautet:

O lieber Gott wir bitten dich,
Gib Frucht, Regen und Sonnenschein
Für Reuß, Greiz, Schleiß und Lobenstein.
Und wollen die andern auch was ha'n,
So mögen sie es dir selber sa'n."

Er spannte seinen Regenschirm auf, was er nur im

äußersten Notfalle that und sagte: „Wollen wir nicht in das Haus gehen, bis der ärgste Guß vorüber ist?“

„Gerne.“ Wir betraten das Gastzimmer. Die Kellnerin stellte, ohne viel zu fragen, drei „Halbe Bier“ vor uns hin. „Sonst noch was gefällig?“

„Ich bitte um ein Glas Wasser,“ erwiderte Döllinger, das Krüglein von sich wegschiebend. Zugleich mit uns waren einige junge Leute eingetreten, die sich in landläufigen Verwünschungen über das Wetter ergingen, rauchten und ungeduldig Bier verlangten.

Fluchen, rauchen und trinken waren drei antipathische Dinge für den Stiftspropst.

An einem Tische nebenan wurde Karten gespielt und wacker gezecht.

Döllinger, der, wie Stieve mit Recht sagt, „den Begriff der Mäßigkeit so enge umgrenzte, wie der strengste Büßer,“*) fühlte sich höchst unbehaglich in dieser Bier- und Tabaksatmosphäre.

Er saß in sich zusammengesunken da und machte sein ergebenes Gesicht. Mein Mann und ich fanden den Aufenthalt auch nicht ideal und so gingen wir, nachdem der heftigste Regenschauer vorüber war, wieder ins Freie.

„Der Tabak und der Alkohol sind dämonische Geister,“ sagte der Reichsrat halb im Scherz, halb im Ernst. „Die Raucher sind grausame Menschen. England ist noch immer hierin das Muster der höflichen Etikette; wenn sich auch dort das Rauchen neuerdings breit macht, so geschieht es doch in

---

*) Vergl. den trefflichen Nekrolog von Professor Stieve auf Döllinger, Münchener Neueste Nachrichten, Januar 1890.

bescheidenem Maße im Vergleiche zu Deutschland. Das ewige Pfeifenschmauchen und Zigarrenrauchen unserer Väter trug gewiß dazu bei, daß die Kurzsichtigkeit in Deutschland bereits hereditär geworden ist. Der Tabaksrauch ist der Ruin der Gesellschaft und der Ritterlichkeit gegen die Damen. Der feine Ton verdichtet sich, die Unterhaltung leidet darunter. Ich meide seit langer Zeit jede Gesellschaft, in der geraucht wird, und fahre oft erster Klasse auf der Eisenbahn, um diesem unangenehmen, schädlichen Qualm besser entgehen zu können."

„Die Vorliebe für das Wirtshaus," erging er sich weiter, an das Erlebte anknüpfend, „ist eine große Schattenseite bei den Deutschen und ein großes Hemmnis in der Erziehung der Jugend. Welch ein Unterschied, wenn ich die jungen Leute hier mit den jungen Leuten in England vergleiche. Wie viel Brillentragende, Schwächliche, Schlechtgewachsene, Manierlose sehe ich hier, indes es eine wahre Freude ist, die Knaben und Studenten in England anzuschauen, die blühend, gesund, stramm, reinlich, vornehm in ihrer schönen Kollegetracht sind. Man unterschätzt die letztere in Deutschland, aber die Tracht der englischen Studenten ist nicht nur eine kleidsame, sondern sie legt dem Träger derselben sozusagen eine Verpflichtung auf, sich mit feinem Anstande zu benehmen, um derselben würdig zu sein, und darin liegt ihr Nutzen. Wie grundverschieden ist die Kindererziehung in den höheren Ständen in England von derjenigen in Deutschland. Das viele Sichtummeln im Freien, der ausgedehnte Landaufenthalt, die Reinlichkeit und gute Luft in den Wohnungen, die kräftige ungekünstelte Kost bringen diese Normalmenschen hervor." —

Döllinger war bei seinem geliebten England angelangt. „Das englische Erbrecht hat manchen Vorzug. Der älteste Sohn erbt die Grundstücke und das Hauptvermögen, die übrigen Kinder bekommen je nach den Verhältnissen kleine oder große Summen. Dadurch bleiben Geld und Gut dem Stammhalter, aber es erwachsen daraus auch viele Mißstände.“

„In Beaconsfilds Roman „Endymion“ übertreffen die Engländer an Stellenjägerei und an Strebertum noch die anderen Nationen und die Damen thun sich darin besonders hervor,“ erlaubte ich mir einzuwerfen.

„Ja, Beaconsfield hat diese Schwäche und so zu sagen bedauernswerte Notwendigkeit vortrefflich gezeichnet, denn der privilegierte Erstgeborene setzt es sich zur Aufgabe, seine Geschwister, Schwäger, Vettern und Basen gut unterzubringen. Und was sollte eine Lady anderes treiben als Politik? Sie läßt ihre Kinder erziehen, läßt ihren Haushalt führen, läßt die Rechnungen besorgen, läßt bauen, malen, nähen und sticken, kurz alles, was in dies Ressort gehört — sie hat also viel Zeit, somit politisiert sie und unterstützt oft sehr nützlich, auch mitunter unnützlich durch Liebenswürdigkeit und Routs die Bestrebungen ihres Herrn Gemahls.“

„Eines der ersten Gesetze,“ fuhr Döllinger nach einer Pause fort, „das ich als Gesetzgeber in Deutschland ins Leben rufen würde, wäre zum besten der jungen Mädchen. Wie oft wird ein unschuldiges Mädchen verführt, und was ist die Strafe für den Verführer? — Eine erhebliche Geldstrafe würde wohl eine Änderung hervorbringen. In England und in Amerika sind bessere Zustände in dieser Be-

ziehung, wie überhaupt das weibliche Geschlecht in jenen Ländern mehr geschätzt wird. Ich glaube kaum, daß z. B. ein gebildeter Engländer sich von seiner Frau Stiefel, Hausschuhe, Cigarren, Zeitungen herbeibringen läßt, wie dies bei so vielen Deutschen der Fall ist, die sich einfach von ihren Gattinnen bedienen lassen. Und wenn ich mich so oft und in so vielem freue, ein Deutscher zu sein, so entrüstet es mich doch, wenn ich denke, daß die Treulosigkeit eines gegebenen Eheversprechens dem Mann nicht, oder so wenig angerechnet wird. Und ich hoffe stets, daß die gesetzgebenden Herren diese Wortbrüchigkeit dem Mädchen gegenüber in Zukunft derart bestrafen, daß dem weiblichen Geschlechte Recht widerfahren wird."

Mein Mann sprach von dem protestantischen Kirchenrecht, dessen Praxis namentlich bezüglich der Ehetrennung noch vor 30 Jahren in einzelnen Territorien schlecht bestellt gewesen sei.

„Geradezu heillos," entgegnete Döllinger, „so weiß ich, daß ein Herr aus Augsburg nach mehrjähriger Ehe, aus der sechs oder sieben Kinder hervorgegangen waren, plötzlich ein Liebesverhältnis mit einer Bankierstochter anfing; er wird protestantisch und bewirkt trotz des Jammers seiner Frau die Scheidung, heiratet die Geliebte und überläßt die rechtmäßige Frau mit den Kindern ihrem Schicksal. Den Ehebruch des Mannes als Scheidungsgrund gelten zu lassen, scheint mir verderblich, denn der Mann, der seine Frau böswillig verlassen will, fängt ein Verhältnis mit einer anderen an, bricht die Ehe und hat den triftigsten Grund, sich von seiner angetrauten Gemahlin trennen zu lassen. Ebensowenig ließe ich als Gesetzgeber Thätlichkeiten von Seite des Mannes als Scheidungsgrund gelten,

denn der ehesatte Gatte braucht ja für seinen Zweck nur die Frau so zu mißhandeln, daß sie es nicht aushält und Klage stellt, und der Mann ist von seinen Banden befreit, um in die Arme einer anderen zu fliegen. Eine tüchtige Geldentschädigung von Seite des Mannes wäre ein zweckmäßigeres Mittel. Ehescheidungsgründe würde ich nur zwei kennen: 1) die Untreue der Frau, denn diese zerrüttet das Familienleben noch viel mehr als die des Mannes, und 2) Geistesstörung.

„Den zwei letzten Punkten stimme ich bei, Herr Reichsrat, aber bezüglich der Mißhandlungen und der Geldstrafen meinen Sie es recht gut mit den Frauen, aber sie hätten es recht schlecht dabei, denn falls er kein Geld hat, oder sie sich trennen wollte, wäre Ihre Gesetzgebung noch nachteiliger, als sie es jetzt ist für das weibliche Geschlecht!"

Er lachte herzlich. „Also zur Ausarbeitung eines Ehegesetzes fehlt es meinerseits noch weit. — Da fällt mir eine eigentümliche Sitte der polnischen Aristokraten aus früheren Zeiten ein, die Sie vielleicht interessiert. Die katholische Kirche gestattet nämlich unter Umständen die Wiederverheiratung Geschiedener, wenn man, durch Geld unterstützt, nachweist, daß die Frau zu der ersten Ehe gezwungen worden war, wie z. B. die Vermählung des Herzogs von Monaco zeigt. Aus jenem Grunde erhielt ehemals die Tochter eines polnischen Aristokraten bei der Trauung von ihrem Vater eine Ohrfeige, so zu sagen als Dokument, daß sie sich gezwungen trauen ließ. Fiel die Ehe glücklich aus, so geriet die Ohrfeige in Vergessenheit, fiel sie unglücklich aus, so diente sie als Beweis der väterlichen Gewalt über die Tochter, und diese hatte den triftigsten Grund, sich scheiden

zu lassen, und wieder zu heiraten.“ — Das Gespräch ging auf den Antrag der Wiedereinführung der Ehescheidung über, welcher in der französischen Kammer am 11. Februar 1881 verworfen worden war. In seiner lehrreichen Unterhaltung gab uns Döllinger aus dem Stegreif die Geschichte der Ehescheidungen in Frankreich zum besten. „Vor 1789,“ sagte er, „waren in Frankreich und in Deutschland Staat und Kirche in diesem Punkte einig. In der französischen Revolution wurde die Ehescheidung gesetzlich erlaubt, und die Leute liefen auseinander wie die Hasen. Der Code Napoléon beschränkte dieselbe. Im Jahre 1816 hoben die wieder zur Herrschaft gelangten Bourbonen die Ehescheidung auf, und dabei bleibt es vorderhand, wie die Abstimmung in der Kammer zeigt, indes kann man nicht für die Zukunft stehen.“

„Ah, fast hätte ich etwas für Sie vergessen, Herr Staatsrat,“ sagte Döllinger, er zog dabei ein Kouvert aus seiner Tasche, das er meinem Manne übergab. „Es ist wieder ein kleiner Beitrag zu Ihrer Sammlung, denn ich freue mich ja, mithelfen zu dürfen, daß Ihre Ex-Libris prosperieren und in perennierender Blüte stehen. Nun, jeder Mensch muß ein hobby-horse (Steckenpferd) haben. Und man kann ja auch von Glück sagen, wenn er nur Eines hat. Gar manche Menschen haben deren mehrere, und darunter kostspielige.“ „Da kenne ich zum Beispiel,“ sagte er lächelnd zu mir gewandt, „eine Dame, die nicht weniger als fünf hobby-horses hat, nämlich 1) Initialen, 2) alte Holzschnitte, 3) Inkunabeln, 4) Urväter-Hausrat, gemischt aus Gothik und Renaissance, 5) endlich sogar gothische Fensterscheiben mit ditto Blei- oder Eiseneinfassung — zum

Kummer aller lichtbegierigen Freunde. Ich zweifle nicht, daß ich, dem allgemeinen Menschenlose unterliegend, auch ein hobby-horse habe; ich kann es nur nicht gleich finden, vielleicht verhelfen Sie mir in diesem Punkt zur Selbsterkenntnis."

Ich versuchte es, und wir sprachen noch einige Zeit von den Steckenpferden, dann gaben die vorhin gehörten Wirtshausflüche den Anlaß, daß Döllinger uns erzählte, wie mannigfaltig diese Art, seinem Zorn Luft zu machen, bei den Völkern sei. Er nannte einige historische Flüche. Ich sagte ihm, mein lieber Vater rief: „Hol' mich der Teufel!" wenn er glaubte, etwas Ungeschicktes gethan zu haben, und ich hätte gerne noch mehr von Döllinger über dieses Thema gehört, denn er konnte selbst diesem eine interessante Seite abgewinnen, aber wir waren an seinem Hause, das heißt am Ziel unseres Spazierganges angelangt, und somit trennten wir uns.

Tags darauf schrieb mir der Stiftsprobst:

„Zur Ergänzung unserer gestrigen Unterhaltung von den Flüchen oder Schwüren teile ich Ihnen gerne folgende Details mit.

In Paris zirkulierten, wie Brantôme berichtet, folgende Verse:

Quand la Pasque-Dieu décéda (Ludwig XI.)
Par-le-jour Dieu lui succéda (Karl VIII.)
Le diable m'emporte s'en tint près (Ludwig XII.)
Foi-de-gentilhomme vint après (Franz I.)

Das waren also les jurons der vier Könige, und Ihr Vater hat den seinen von Ludwig XII. entlehnt.

In einem englischen Berichte über Frankreich aus der

Zeit Karls IX. heißt es: Dieser König und die Franzosen überhaupt seien arge Flucher: At every third word they blasphemously swear by the head, death, blood and belly of God. (Tête-Dieu, Cordieu, Sangdieu, Ventre-Dieu.) In England waren im 17. Jahrhundert die gewöhnlichen Flüche: Zounds! (korrumpiert aus God's wounds) — oder sdeath (God's death) oder Sblood (Gods blood) — oder God-dam-me, auch bones-a-God! Als der Herzog von Buckingham, der Günstling Karls I., erstochen ward, rief er: God's wounds! The villain hath killed me! — Heinrichs IV. von Frankreich gewöhnlicher Fluch war: Ventre-saint-gris! — Ventre-bleu ist den Franzosen noch immer geläufig. Die Verbindung von gris mit ventre ist mir rätselhaft; bleu wurde später an die Stelle von Dieu gesetzt: Corbleu, ventre-bleu. — Nehmen Sie einstweilen mit diesen Lesefrüchten vorlieb. Königin Christine wird wohl französisch geflucht haben, wie sie es dort von jedermann hörte."

III.

In Döllingers Daheim.

Eingedenk des Rauches im Gastzimmer und der mangelhaften Limonade in der Gartenrestauration nahmen wir nun zumeist nach dem Spaziergange bei Döllinger in dessen Studierzimmer einige Erfrischungen.

Nachdem die Haushälterin dieselben auf den Tisch gestellt, verschwand sie mit einem patriarchalischen „Guten Abend".

Das Dienstbotenverhältnis war in diesem Haushalte sehr konservativ. Die Köchin, die ihre Lehrjahre schon bei Döllingers Eltern durchgemacht, war 50 Jahre im Dienst, die Haushälterin 38 Jahre, der Diener 35 Jahre. Den Zank kannte der Hausherr nicht. „Ich höre wohl manchmal etwas klirren und krachen und merke, daß eine Tasse oder eine Kanne verschwunden ist, aber ich denke mir, wenn ich mit solchem Porzellan oder Glas umgehen müßte, so ginge es noch früher in Scherben. Freilich, das Durcheinanderbringen meiner Schriften und meiner Bücher beim Abstauben, wie sie es nennen, ist eine große Geduldprobe für mich." Der Ausbruch seines Unmutes bestand dann, wie ich mit angehört, nur aus den Worten: „Ei, ei, ei,

ei, ei, jetzt haben sie mir wieder alles durcheinander gebracht!“

Wie behaglich war es in diesem Studierzimmer.

Döllinger und ich auf dem großen altmodischen Kanapee, mein Mann gegenüber, Landkarten und Bücher ringsum. Oberhalb seines Stehpultes sah man das von Lenbach gemalte Porträt Lord Actons, unterhalb hingen Kupferstiche: der Papst Julius II., der in einem Buche blätternde Leo X. nach Raphaels berühmten Gemälden, Clemens X., der Jesuitengeneral Gonzalez und der Theologe Joannes Launoius. Sein Schreibtisch war ein originelles Möbel. Da er einmal für all' die Bücher und Hefte zu kurz befunden ward, wurde er verlängert; ein anderesmal war die Gallerie zu schmal, da ließ Döllinger ein breites Brett hinaufnageln; dann wurde ein Tischlein rechts und eine Stellage links angefügt. In einer Pappschachtel mit zwei Fächern lagen ohngefähr 30 Federhalter, nebenan Messer, Gummi und Bleistifte. Ein einfacher Federwischer, ein schwarzes, massives Tintenzeug und eine Streusandbüchse standen im Gebrauch, einige Geburts- und Namenstags-Briefbeschwerer bildeten den Luxus.

An diesem Schreibtisch arbeitete er, wenn kein Besuch kam, von morgens 6 Uhr bis mittags 1 Uhr, und nachmittags nach dem Spaziergange bis zum Schlafengehen. Sein Souper bestand aus einem Glas Wasser. Hier entstanden die Werke: „Handbuch der christlichen Kirchengeschichte“ — das „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ — „Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkungen im Umfange des lutherischen Bekenntnisses“ — „Luther“ — „Hippolytus und Kallistus“ — „Heidenthum und Judenthum als Vorhalle des Christenthums“ — „Christenthum

und Kirche in der Zeit der Grundlegung" — „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat" — „Die Papst-Fabeln" — „Der Papst und das Concil, von Janus" — die Vorträge „über die Wiedervereinigung der Kirche", die er 1872 im Museumssaale hielt, die jedoch erst im J. 1889 (bei Beck) gedruckt erschienen — die 2 Bände der „Akademischen Vorträge". — Und wie viel merkwürdige Broschüren und Artikel verfaßte Döllinger noch an diesem urwüchsigen Schreibtische. Bei seiner Eigentümlichkeit, denn, wie J. Friedrich in seinem Nekrolog treffend sagt, Döllinger ruhte nie auf seinen Lorbeeren aus, sondern forschte stets weiter, woher es dann kam, daß das Geleistete ihm nie genügte, geschah es, daß manche Arbeit unvollendet blieb, wie z. B. die „Sektengeschichte des Mittelalters", für welche Döllinger ein umfassendes Material in Archiven und Bibliotheken von Deutschland, Italien und Frankreich gesammelt hatte. Diese Dokumente wurden mit einem leider unvollständigen Textbande im Jahre 1889 veröffentlicht. Überhaupt wäre diese und jene wertvolle Schrift nicht herausgegeben worden, wenn nicht ihm befreundete Gelehrte, wie F. H. Reusch, J. Friedrich, M. Lossen u. A., ihn dazu gedrängt oder auch bei der Herausgabe unterstützt hätten, wodurch sie sich eine Anwartschaft auf den aufrichtigsten Dank aller Anhänger Döllingers erworben haben. Und Döllinger selbst würdigte deren Verdienst, wie z. B. aus dem herzlichen Danke hervorgeht, den er Dr. Lossen in dem Vorwort zu den „Akademischen Vorträgen" bezeugt.

Hätte Döllinger, wie er selbst hoffte, noch einige Jahre länger gelebt, so würden wir trotz seiner Gewohnheit, jedes Werk lange ausreifen zu lassen, wohl noch um manche

Schrift bereichert worden sein; so manches Thema, das er in seinen akademischen Vorträgen behandelte, beschäftigte seinen Geist so anhaltend, daß er beschloß, es zu einem selbständigen Werke zu gestalten. Es interessiert vielleicht auch in weiteren Kreisen, zu erfahren, daß eine der letzten litterarischen Ideen, mit denen er sich trug, die Geschichte der östlichen und westlichen Kirchentrennung war*), über welchen Gegenstand er noch im Januar 1889 in einer Klassensitzung der k. Akademie der Wissenschaften einen fünfviertelstündigen freien Vortrag zur Bewunderung der Anwesenden hielt.

Obgleich Döllinger im großen ganzen zurückgezogen lebte, sah er doch viel Besuch bei sich. Wohl wenig einheimische und auswärtige Gelehrte versäumten es, ihn aufzusuchen, sei es, um ihn kennen zu lernen, sei es, um alte Beziehungen wieder anzuknüpfen. Wie viele erholten sich Rat bei ihm in wissenschaftlichen Fragen; er gab ihnen litterarische und Quellennachweise, beschenkte sie freigebigst mit Ideen, und schleppte häufig Bücher aus seiner Bibliothek herbei, zu Nutz und Frommen seiner Besucher. Ludwig II. von Bayern verlangte oftmals, besonders zur Osterzeit, von Döllinger Aufschlüsse über dogmatische Schriften, oder ließ sich einzelne Bibelstellen von ihm erläutern; so hatte Döllinger, dem Begehr des Königs entsprechend, im März 1873 einen Aufsatz über „die Gewißheit der Auferstehung Christi" übersandt und sein Buch „Christenthum und Kirche" unter-

---

*) Nach einer Mitteilung von Döllingers Verleger, Herrn Oskar Beck, sollte dieses Buch den Titel tragen: „Östliche und westliche Kirche, Einheit und Trennung."

breitet, wo sich von Seite 177 an die Erlösung, wie sie in der heiligen Schrift gelehrt und von den christlichen Kirchen geglaubt wird, dargestellt findet. Besonders interessierte sich der Monarch für biblische Stellen, welche das Königtum betrafen, oder im hohen Liede vorkamen. Und stets genügten wenige Stunden, um den König in den Besitz der gewünschten Erläuterungen zu setzen.

Zur Zeit des Infallibilitätsstreites hat Staatsminister von Lutz teils persönlich, teils durch seine Referenten mit Döllinger konferiert, und hat Letzterer dem bayerischen Ministerium zur Vertretung seiner Ansichten ein reiches historisches Material zur Verfügung gestellt. Dann kamen litterarische und kunstgeschichtliche Anfragen von allen Seiten an ihn, und bereitwillig erteilte er Bescheid. Da wandte sich ein frommer Autor an ihn, der ein Werk über die theologische Psychologie unter der Feder hatte, dort erkundigte sich ein Maria Stuartverehrer nach deren Zeit und Geistesbewegung — ein Anderer verlangte Notizen über den Bischof Wilhelm Durandus, der im 13. Jahrhundert sein „Rationale divinorum officiorum" geschrieben — hier bat ein Schriftsteller um Quellenangaben, welcher die stürmische Zeit erwählt hatte, als der letzte Herzog Ulrich von Kärnthen im Jahr 1296 das Land seinem Vetter, dem Könige Ottokar von Böhmen, vermachte — und dort sollte er einen Streit entscheiden, ob Jesu Brüder gehabt — oder ob Hugo Capet von einem Fleischer abstamme — woher die Redensart „in petto" komme — oder dieser und jener Journalist aus dem In- und Auslande wünschte einen Artikel von dem berühmten Kirchenhistoriker.

Auch Lady Blennerhassett besprach manche Arbeit mit

dem Stiftsprobst und zählte zu den fleißigen Besucherinnen seiner Bibliothek. Über ihr Werk „Frau von Stael, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur“ fassen die Männer ihr beredtes Lob oft in den kurzen Satz zusammen: „sie schreibt wie ein Mann“. Die Frauen verbreiten sich weitläufiger darüber; Döllinger sagte: „Lady Blennerhasselt geht gründlich den geschichtlichen Quellen nach, ihre Schriften sind stoffhaltig, ihre Schilderungen höchst anziehend.“ Und wenn ich mir einen Rat bei ihm erholte, was des öfteren bei meinem Buche über kunstvolle Miniaturen und Initialen geschah, sowie bei meinem Essay über Königin Elisabeth von England, so sagte er stets gütig und voll Freundlichkeit: „Ich antworte gern, wenn man zu fragen versteht.“ Selbst wenn es Döllinger langweilte, war er gefällig; so entsinne ich mich eines Blaustrumpfes, wie ihn Dickens beschreibt. Miß X war wegen ihrer Poesieen und Gedichtsammlungen von den verschiedensten ihr behilflich sein sollenden Herren ängstlich gemieden, jedoch Döllinger nahm sie immer an, und wenn er auch ein wenig seufzte, förderte er doch voll Bereitwilligkeit durch sein Wissen ihre Arbeit. Sein Wissen war ja wie ein großer, weiter Wald, da freute es ihn, wenn der Eine frische Luft darin schöpfte und sich stärkte, der Andere lustwandelte, dieser sich Zweige und Reiser holte, jener Früchte und Blumen, ob für den Bedarf oder für den Luxus, Döllinger brauchte ja nicht zu sparen, denn da wuchs es in Hülle und Fülle.

Auch die mannigfaltigsten Einladungen ergingen an Döllinger, dort sollte er eine Bibliothek besichtigen, hier sich in einer Villa von seinen Arbeiten erholen, und wie viel interessante Persönlichkeiten waren unter den ihn oder sich Einladenden.

Wie gerne sprach er von Albert du Roys, der ihm 1855 so treuherzig geschrieben hatte: „Si vous vous souvenez de l'excellente et aimable hospitalité que vous nous avez donnée à Munich à mon compagnon de voyage et à moi, vous me permettrez bien de vous offrir un gîte dans notre vieux petit castel de la Combe de Sancey où j'ai pour hôte en ce moment Monseigneur Dupanloup." — Und in froher Erinnerung berichtete er von einem Brief des italienischen Historikers Cantu, der ihm im Herbst 1864 aus Coccaglio geschrieben: „Je serai très-content de vous revoir post tantos casus. Si vous me ferez connaître votre arrivée, je viendrai de suite vous chercher. Pensez comme je serai superbe de vous hospiter! Ainsi d'une façon ou de l'autre j'espère vous voir. Vous connaissez du reste les grandes batailles que nous devons combattre à la chambre et dans les bureaux et dans toute notre société. Aidez moi de vos sympathies. Cantu." —

Döllingers Bibliothek war seine größte Wonne. Sie schloß sich seinem Schlafzimmer an und konnte vom Gang aus betreten werden. Aber so berühmt dieselbe war, muß man sie sich nicht etwa als einen schönen, mit Büchern angefüllten Saal vorstellen, in dem man in einer vergnüglich gehobenen Stimmung weilt, sondern als eine strenge Arbeitsanstalt. Da reihte sich Stube an Stube, kalt, frostig aneinander, worin die bis an die Decke reichenden Holzgestelle mit Büchern aus allen Zeiten angefüllt waren, darunter seltene, kostbare Werke. Oft standen sie zwei-, dreifach hintereinander, und die vielen Blattzeichen darin bekundeten, daß deren Inhalt an den Mann gebracht worden

war. Einfache, schwerfällige Staffeleien harrten da und dort zur Benützung für den Besitzer. Außerhalb Döllingers Wohnung nahm noch ein hiefür gemietetes Gartenhaus Bücher auf. Sie waren ja seine höchste Freude.

Schon als Student hatte er sich in Würzburg ein großes Bücherverständnis angeeignet, und die jugendliche Glückseligkeit, die er damals über seine bibliothekarische Thätigkeit empfand, schimmerte noch durch, als er mir erzählte: „Eines schönen Tages, ich war achtzehn Jahre alt, machte mir mein Vater zu meiner Überraschung im Namen des Bibliothekars den Vorschlag, einen Katalog über die Bücher des aufgelösten Schottenklosters in Würzburg zu fertigen, welche an die Universitätsbibliothek übergegangen waren. Ein Honorar bekäme ich natürlich nicht. Das verlangte ich auch nicht, ich war ja schon überglücklich, zu den Auserlesenen zu gehören, welche die Bibliothek nun nach Herzenslust studieren und genießen durften! Ich war bald das Konterfei jener Romanfigur Walter Scotts, die stets auf Leitern zu den Bücherschränken steigend, ausrief: „oh prodigious, prodigious.“ (Wunderbar, wunderbar!) Mein Katalog, der vielleicht noch jetzt benützt wird, fiel zur allgemeinen Zufriedenheit aus und ich war ein sehr glücklicher Mensch während dieser Arbeit.“

In München war Döllinger viele Jahre Oberbibliothekar der Universitätsbibliothek. Und seine geliebte Bibliothek nicht egoistisch für sich auszunützen, sondern sie für Alle, die sich an ihn wandten, zugänglich zu machen, gehörte zu Döllingers Vorzügen. Mit kindlicher Gutherzigkeit ließ er von seinen Nichten die Exlibris aus den Büchern für meinen Mann lösen, und mehr als einmal verschenkte

er in der liebenswürdigsten Weise Bücher aus seiner Bibliothek. So gab er mir z. B. den Heliodor, „den Sie mit Genuß und Belehrung lesen werden," und wegen der hübschen Holzschnitte Hans Holbeins „Erasmus von Rotterdam Lob der Narrheit." Als ich ihm herzlich dankte, sagte er: „Es ist ein altes Sprichwort: les petits cadeaux entretiennent l'amitié. Montesquieu wandte es einmal hübsch an. Er war mit einem hochgestellten, vielvermögenden, aber bornierten Herrn wegen einer Parlamentsfrage uneinig. Ich gebe Ihnen meinen Kopf darauf, sagte dieser zu Montesquieu. Und ich nehme ihn gerne an, erwiderte Montesquieu, denn kleine Geschenke befestigen die Freundschaft."

* * *

Man hat Döllinger oft für einen Egoisten gehalten, der nur seine eigenen Ziele verfolge und seinen gelehrten Neigungen nachlebe. Dagegen spricht viel; auch dieses, daß er sich, lediglich um anderen einen Dienst zu erweisen, oft die Unbequemlichkeit auferlegte, sein Haus jungen Männern, hauptsächlich Ausländern, zu eröffnen und dieselben in Pension zu sich zu nehmen, um ihre Studien desto besser überwachen zu können. Und viel Gutes können die jungen Leute von ihm gelernt haben, denn gerade im persönlichen Verkehr, „im Gespräch," wie F. Stieve so richtig sagt, „offenbarte sich die unermeßliche Fülle seines Wissens oft in überwältigender Weise."*)

Einer seiner Pensionäre, der junge Courcelles, bekam den Typhus. Die Ärzte rieten aus Rücksicht für Döllinger, er möge doch denselben in ein Separatzimmer des Kranken-

*) Ignaz von Döllinger, von Professor Felix Stieve. Münchener Neueste Nachrichten, Januar 1890.

hauses transportieren lassen. Döllinger wehrte sich energisch dagegen, da es ja nicht auf sein, sondern auf seines Pfleglings Bestes ankomme. Kaum hatten die Eltern Courcelles die Erkrankung ihres Sohnes vernommen, so eilten sie von Paris nach München, um ihn zu pflegen. „Da er Rekonvaleszent war," erzählte Döllinger, „sagte die Mutter alsbald zu meiner Köchin, sie könne es nicht länger mitansehen, daß ihr Sohn so wenig zu essen bekäme, sie finde meine Vorsicht übertrieben und wolle ihm nun eigenhändig eine Speise bereiten. Der Patient aß voll Appetit das mütterlich gekochte Ragout, und wurde recidiv. Nun stürzte die gute Frau voll Reue in mein Zimmer, stöhnte und klagte, daß ich nur zu trösten hatte. Zum Glück kamen Sohn und Eltern mit dem Schrecken davon."

Obwohl Döllinger damals viel Sorgen hatte, seine Gewohnheiten und Studien ganz aus dem Geleise kamen, da der Typhus noch für äußerst ansteckend galt, so dachte er doch bei der nächsten Gelegenheit wieder nur daran, einem kranken Freunde beizustehen und ihn bei sich mit dem Aufwand aller Kräfte zu verpflegen. Mathias Aulike, Direktor der katholischen Abteilung im preußischen Kultusministerium, der als Vertreter eines westfälischen Wahlkreises im Frankfurter Parlament 1848 mit Döllinger manche ernste und manche frohe Stunde verlebt hatte, und in treuer Freundschaft ihm zugethan blieb, erkrankte in München im Jahre 1865 im Gasthaus zur blauen Traube. Döllinger bot ihm sogleich seine Wohnung an und dankbar siedelte Aulike zu seinem Freunde über. Leider genas der Kranke nicht mehr, sondern verschied nach vierzehn Tagen in Döllingers Armen.

Und in der edelsten Weise nahm sich Döllinger der

Hinterbliebenen seines Bruders an, der im Jahre 1882 in München als pensionierter brasilianischer Kapitän starb. Die zwei Töchter, welche bei den englischen Fräulein in Eichstätt erzogen worden waren, fanden gastliche Aufnahme in seinem Hause. Er ließ sich ihr geistiges und leibliches Wohl angelegen sein, spornte sie zum Pflichteifer an, hütete sie vor Vergnügen, die ihm zu weltlich und frivol erschienen, ermahnte sie zum Lesen guter Bücher und zu Übersetzungen, die er häufig selbst korrigierte. „Du wirst gut thun, mit der Lektüre des Tasso fortzufahren," empfahl er seiner Nichte Elise in einem Briefe, „das heißt mit dessen Studium, denn zur leichten, flüchtigen Lektüre eignet er sich freilich nicht. Aber laß Dich die Mühe nicht verdrießen, alle Dir unbekannten Wörter im Lexikon aufzuschlagen. Verwende Deine Zeit gut, denke recht oft daran, daß ein Tag, an dem man nichts gelernt hat, ein verlorener Tag ist, daß man, je älter man wird, desto mehr die unnütz vergeudete Jugendzeit bereut. Zerstreue Dich nicht zu sehr durch viele Besuche; sei recht häuslich und fleißig. — Da Deine Schwester nach Berchtesgaden geht, kannst Du das Regiment des Hauswesens übernehmen, regiere mit Überlegung und Milde, triff nach Gutdünken eine Menge weiser Anordnungen, nur störe die Aufstellung und Anordnung meiner Bücher nicht." —

Ein andermal schrieb er ihr: „Du hast ganz recht gethan, Elise, zurückzukehren, um Deine kranke Mutter zu pflegen und ich wünsche sehr, daß Du es mit warmer, kindlicher Liebe und aufmerksamer Sorgfalt thun mögest. — Wir müssen uns damit beruhigen, daß nichts von dem mangelt, was menschliche Hilfe leisten kann, das Übrige müssen wir Gott anheimstellen, der allein in seiner unend-

lichen Weisheit und Barmherzigkeit weiß, was für jeden Menschen in jedem Zeitpunkte das beste ist. Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe, so müssen wir, wenn wir echte, gute Christen sein wollen, in jeder Lage beten, und es nicht nur mit den Lippen sagen, sondern von Herzen meinen und wollen."

Voll Beflissenheit, den Vater zu ersetzen, und ja recht sorgfältig in seinen Ermahnungen zu sein, gibt er seiner Nichte, die von Regensburg nach München fahren sollte, Reiseregeln. „Da Du diesmal allein reisest, erinnere ich Dich, daß Du als ein junges, schutzloses Mädchen verpflichtet bist, Dich im Wagen oder Koupee mit doppelter Zurückhaltung zu umgeben, und Dich nicht etwa mit fremden Männern in Unterhaltung einzulassen. Es wird gut sein, wenn Du ein Buch zur Hand hast; es wird Dir als Schutzmittel gegen etwaige zudringliche Ansprachen dienen." Und fürsorglich hatte er mir seine Nichte nach dieser Reise empfohlen. „Ich könnte mir nichts besseres für meine Nichte wünschen, als daß eine Dame wie Sie dem Mädchen einige teilnehmende Aufmerksamkeit schenken möchte. Vielleicht gestatten Sie ihr, Sie hie und da auf einem Spaziergange begleiten zu dürfen. Ich weiß, daß ein belehrendes Wort von Ihnen in der Seele meiner Nichte, die noch ein un- oder wenig beschriebenes, reinliches Blatt ist, die empfänglichste, dankerfüllte Aufnahme finden wird."

Humoristisch und zugleich voll Herzensgüte faßte der achtundachtzigjährige Mann die Jugend auf, und schilderte mir in folgendem Brief seine Villegiatur mit seinen zwei Nichten. „Wir, Onkel und Nichten, führen ein idyllisches Leben, wenn auch ganz ohne Sentimentalität. Ich sitze viel im Zimmer, und die beiden Mädchen gehen ihre eigenen

Wege. Elise lebt hier ungefähr wie die Sperlinge leben, sie hat keine Sorgen als nur ums Wetter, hüpft herum, ist bald oben, bald unten, bald im Hause bald im Garten, und ihr weites Herz, mit seinen vielen leeren Kammern, nimmt täglich neue Freundinnen in seine Räumlichkeiten auf. Die Hälfte der weiblichen Bewohnerschaft scheint zu ihren Freundinnen oder Gönnerinnen zu zählen. Jeannette dagegen, belastet mit unserem Hauswesen, Küche ꝛc. geht tiefsinnig herum; sie will ein Problem lösen, das der Quadratur des Zirkels gleicht. Ihr Ehrgeiz ist, es in der Kunst des Sparens möglichst weit zu bringen, weniger zu brauchen als ihre Vorgängerin, meine frühere, nun pensionierte Haushälterin, gebraucht hat. Daneben soll aber doch auch dem alten Onkel an seinem Komfort nichts abgehen, der Mittagstisch soll nicht schlechter sein als ehedem, eher noch besser. So disparate Dinge zu vereinigen, kostet natürlich viel Kopfzerbrechen, vor allem hier in Tegernsee, wo das Leben ohnehin teuer ist und die Münchener Ressourcen mangeln. So habe ich denn an den beiden Mädchen Miltons Penseroso und Allegro ins Weibliche übersetzt."

Döllinger leitete stets und vielfach seine Nichten an, Gutes zu thun, erlaubte ihnen aber auch viele Freuden. Sie durften an „Mädchenkränzchen" teilnehmen, Schlittschuh laufen, spazieren gehen, Konzerte besuchen, auch dann und wann das Theater, nur vor einem Vergnügen hatte er eine wahre Scheu, vor einem Ball. Und diese Antipathie datierte schon aus seiner Jugend, entsprang aber auch teilweise aus den strengklerikalen Anschauungen eines katholischen Geistlichen. Er erinnerte sich noch im Alter seiner peinlichen Lage, als er maskiert auf einem Kinderballe vor ein kleines

Mädchen geführt wurde und mit demselben tanzen sollte. Er hatte es nie gelernt, konnte und wollte nicht tanzen, war müde und hatte Schlaf. Da riß seiner achtjährigen Tänzerin die Geduld, sie ließ ihn stehen und lachte ihn aus. „Das war mein Debüt auf dem Ball. Als Student erging es mir nicht viel besser. Ich habe nie getanzt, erstens war ich dazu zu bequem und dann mißfiel mir das Tanzen. Die Mädchen, die mir in ruhiger Positur ganz anmutig erschienen, fand ich schrecklich, wenn sie so atemlos mit den Herren herumrasten. Wenn sie wenigstens ein Menuett getanzt hätten, aber diese Walzer! Heute noch weiß ich, daß damals mein erster Gedanke war, wenn Du eine Braut, eine Frau oder Tochter hättest, würdest Du ihr doch gleich das Versprechen abnehmen, nie einen Walzer zu tanzen. Ein Professor, der uns Studenten einmal einen Vortrag „Zur Geschichte des Tanzes“ hielt, sagte: Die Tänze der fremden Völker stellen die Werbung dar, der deutsche Walzer stellt die Ehe dar; dort bemüht man sich voll Liebenswürdigkeit um die Mädchen, hier ist man bereits im Besitze derselben. Und er hatte recht. — Wegen meiner Schüchternheit fiel mir auch die Unterhaltung mit den jungen Damen in den Zwischenpausen der Tänze schwer. Ich bewunderte sogar im stillen, wie leicht dies meine Bekannten nahmen, und wie sie es zuwege brachten! Nun hörte ich einmal zu und da ich vernahm, welch unbedeutendes, leeres Gespräch sie führten, dachte ich: nein, dazu läßt du dich doch nicht herbei und so blieb ich eben bei derlei Gelegenheiten ein recht langweiliger Mensch.“

Wir lachten.

„Ganz gegen meinen Willen,“ fuhr Döllinger fort zu

plaudern, „war ich es auch beim Theaterspiel. Wir hatten nämlich ein kleines Liebhabertheater in Würzburg und eines Tages teilte man mir die Rolle des Dunois in Schillers Jungfrau von Orleans zu. Ich war ein für Schiller begeisterter Jüngling und sah wie alle übrigen Mitspieler voll Bewunderung zu Jeanne d'Arc empor, welche ein Fräulein von Hartmann in hervorragender Weise darstellte. Ein ihr verwandter Offizier a. D. leitete als Regisseur die Aufführung. In der Scene, in welcher Dunois die Jungfrau von Orleans auf dem Schlachtfeld vermißt, deklamierte ich so feurig wie möglich, dann ging ich. Der Regisseur aber muß mich recht klotzig gefunden haben. „Was fällt Ihnen denn ein, Döllinger, Sie können doch nicht gleich davon laufen, Sie müssen eine Mimik haben, eine Bewegung der Leidenschaft und Verzweiflung ausdrücken." — „Aber wie denn?" — „Stehen Sie nicht so hölzern da, strecken sie ihre Füße etwas auseinander, heben Sie die Arme gegen Himmel, ringen Sie die Hände." — Ich versuchte es. „Ich kann das nicht." — „Nun so spielen Sie als Stock, wenn Sie ein Stock sind!" — Ich erkannte ein für allemal meine Talentlosigkeit als Mime."

IV.

Bei Döllinger zum Diner.

Bekannt sind Döllingers kleine Diners, früher um vier Uhr, in den letzten Jahren um ein oder zwei Uhr. Dieselben fanden im Salon statt, und so einfach dieses kleine Zimmer in seiner Einrichtung war, so ist es doch der Mühe wert, auch davon eine kurze Beschreibung folgen zu lassen. Da duftete es nach Döllingers Lieblingsblumen: Reseda und gelbe Levkoje; sogar hier achtete er gewissermaßen mehr auf den Inhalt oder esprit als auf das Äußere, denn schön sind diese Blumen nicht, aber aromatisch. Folgende Ölgemälde schmückten die Mittelwand: ein Christuskopf, Bossuet und Fénelon, Kopien aus der alten Pinakothek, der bekannte Dante, nach Giottos Bildnis in der Kapelle des Palazzo del Podestà zu Florenz von Antonio Mavini gemalt, eine biblische Handzeichnung von Cornelius, eine kleine Landschaft und eine fein entworfene Crypta, darunter stand das dunkelgrüne Samtkanapee im Louis Philippe-Stil. Über dem Blumentisch links vom Fenster erblickte man Döllingers lebensvolles Porträt von Lenbach gemalt.*) Rechts und links von der

*) Döllinger vermachte dasselbe in seinem Testamente der K. Akademie der Wissenschaften, wo es nun den Sitzungssaal schmückt. Der Verleger hat eine sehr gute Nachbildung desselben dem zweiten Bande der Akademischen Vorträge beigelegt.

Eingangsthüre hingen ein lithographisches Gedenkblatt der Mitglieder des Frankfurter Parlamentes, in welches Döllinger aus Altbayern (im Jahre 1848) gewählt worden war, ferner Ansichten von Rom, von Paris, von London und von Oxford, Städte, in welchen er sich gerne aufgehalten hatte. Von Oxford war ihm die für einen Ausländer äußerst seltene Ehre zu teil geworden, zum Doktor der Rechte ernannt zu werden.

Obwohl nüchtern für seine Person, liebte Döllinger es doch, bei seinen Gästen einen gewissen Luxus im Menu zu entfalten. Das beste dabei aber war doch Döllingers Unterhaltung. Der geistreiche Hausherr verstand es, das Alltäglichste interessant zu gestalten, das Beachtenswerte von einem neuen Gesichtspunkte aus darzustellen. Da er ein phänomenales Gedächtnis hatte — „der Meister der Charakterschilderung", H. W. von Riehl, nannte ihn treffend „ein receptives Genie" — so konnte er ohne weiteres ganze Stellen citieren, einerlei ob es Sophokles, Augustinus, Shakespeare, Walter Scott, Göthe oder Schiller betraf. Wußte er ja z. B. Schillers Gedichte, die er als zehnjähriger Knabe gelesen, größtenteils noch im neunzigsten Jahre auswendig.

Döllinger trank nur Wasser und nippte höchstens bei einem Toaste an seinem Weinglas, aber seinen Gästen setzte er den besten Bordeaux vor und manche Flasche der veuve Cliquot. Liqueur war verbannt, denn, wie Professor Stieve in seinem geistreichen Artikel „Ignaz von Döllinger" sagt: „Spirituosen betrachtete er als die Hauptmörder der Menschheit."

Bei einem dieser Diners erzählte uns der Stiftsprobst: „Durch Zufall kam ich in den Ruf, Freimaurer zu sein.

Ich hatte vor geraumer Zeit einige Geistliche bei mir zu Tisch, das Gespräch war im besten Gange, da verstummte plötzlich mein Nachbar und starrte vor sich hin. Auch die übrigen saßen mit gesenktem Kopf da und flüsterten sich etwas zu. Ich begriff ihr Benehmen nicht, bis mein Nachbar, sich zu mir wendend, herausplatzte: „Ich wußte nicht, daß Sie Freimaurer sind.“ — „Das bin ich auch nicht.“ — „Aber hier ist doch der Beweis,“ sagte er, auf mein Tischtuch und auf seine Serviette deutend, in welche Symbole der Freimaurerei eingewirkt waren. Ich lachte und erklärte den Sachverhalt. Als die Loge in Würzburg aufgelöst worden war, versteigerte man das Hausgeräte und die Tischgedecke. Meine Mutter kaufte dieses Tischtuch mit den Servietten und nach dem Tode meiner Eltern erbte ich das Weißzeug. Es scheint meiner Haushälterin sehr zu gefallen; ich kümmere mich nicht darum, so kramte sie es aus, um es zur Schau zu tragen und ich komme nun in den Verdacht, Freimaurer zu sein. Meine Gäste ergingen sich in Redensarten, aber ich merkte sogleich, daß sie meiner wahrheitsgetreuen Erzählung keinen Glauben schenkten. — Ein paar Tage später besuchte mich ein gewisser Eck, erwähnte die Freimaurerei und fühlte mir sehr hartnäckig auf den Zahn; in derselben Woche brachte mir ein anderer Bekannter einen Zeitungsausschnitt, in dem ich als Großmeister der Karlsruher Loge genannt ward,“ — Döllinger lachte herzlich — „gerade in der Stadt, in der ich mich nie aufgehalten habe, aber was lag daran, die Sache ging ihren Gang. Eine französische Zeitung, die gleiche Fabel enthaltend, wurde mir zugeschickt. In der Civilta catholica machte man mich gleichfalls zum Freimaurer. Alle Gegen-

gründe halfen nichts, und ich predigte selbst mit unwiderlegbaren Beweisen tauben Ohren. Dies gehört nun einmal zu einem Mythus, den der Zufall verbreitet." — „Übte die Freimaurerei von jeher keinerlei Anziehung auf mich aus, so war dies besonders der Fall, seit ich den Saal der Freimaurer in Frankfurt gesehen, der uns im Jahr 1848 zur Zeit des deutschen Parlamentes zu den Kommissionssitzungen angewiesen worden war. Dort hingen die Porträte der Freimaurer des vorigen Jahrhunderts. Eine Serie der einfältigsten Köpfe, was übrigens nicht beweisen soll, daß es nicht auch geistreiche Freimaurer gibt. Bei dem Kriege mit Spanien in den zwanziger Jahren soll sich mancher Deutsche durch das Freimaurerzeichen das Leben gerettet haben, da viele spanische Offiziere zu dem Bunde gehörten. Die übrigen wurden erbarmungslos massakriert. — Wie fest die Engländer noch jetzt am christlichen Bekenntnis und an der Form festhalten, beweist neuerdings folgender Vorgang in der Freimaurerloge."

„Wie so?"

„Die Freimaurer nahmen, wie Sie wissen, bisher davon Umgang, ob einer der Ihrigen Katholik oder Protestant sei, aber jedes Mitglied mußte der christlichen Religion angehören. Nun behaupteten kürzlich die Franzosen, ein Freimaurer könne jeglicher Konfession angehören, nur müsse er Monotheist sein. Da nun die Juden auch an einen Gott glauben, seien sie zur Aufnahme berechtigt. Sobald die Engländer dies erfuhren, protestierten sie, und erklärten, den Verband mit derartigen Logen zu zerreißen."

„Und die Deutschen?"

„Die Deutschen nahmen, so viel ich weiß, noch keine

Notiz davon. — Eigentümlicherweise hüllen sich die Freimaurer bezüglich der Mitgliedschaft so sehr in das Geheimnis, daß ich kaum zwei oder drei im Kreise meiner Bekannten weiß. Einmal besuchte mich ein Züricher und sagte ganz bestürzt: „Da lesen Sie nur, was man gegen uns behauptet, jetzt bin ich seit 16 Jahren bei den Freimaurern in Genf und in München und habe von alledem, was hier geschrieben steht, nicht ein Jota bemerkt!“ Und Herr von Hermann, der bekannte Nationalökonom und Statistiker, teilte mir einst mit, es sei ihm als junger Mann so eifrig zugeredet worden, Freimaurer zu werden; teils wegen der interessanten Enthüllungen und teils wegen der Vorteile bezüglich Anstellung und Titel, daß er sich zum Eintritte in die Loge entschlossen habe. Er war damals Mathematikprofessor am Gymnasium und an der polytechnischen Schule zu Nürnberg, und erübrigte sich etwas mühsam die zu der Aufnahme geforderten 100 Gulden. Als er Freimaurer war, harrte er sehr begierig der Dinge, die nun kommen sollten. Aber weder er noch seine mit ihm eingetretenen Freunde erfuhren etwas bemerkenswertes. Man vertröstete ihn auf später, da er noch auf der untersten Stufe stehe. Er wartete und wartete, als er höher stieg, mehrten sich die interessanten Enthüllungen keineswegs, „und ich habe meine 100 Gulden oft bereut“, schloß Hermanns Mitteilung.“ Döllinger fügte ernst hinzu: „Eine Illusion um die andere verlieren, das ist das Leben.“ Nach einem kleinen Zwischengespräch sagte er: „Die Freimaurer hatten in Hannover vor dem Kriege 1870 einen sehr großen, politischen Einfluß bei den Wahlen und bei der Besetzung höherer Stellen. Auch anderwärts wird ein derartiger Ein=

fluß konstatiert, gleichwie, daß die Logen viel Geld für wohlthätige Zwecke spenden. Die Freimaurer sind in allen Staaten Europas verbreitet; die letzte Verfolgung fand 1815—16 in Spanien unter König Ferdinand VII. statt, dessen erste Regierungssorge war, die Inquisition wieder einzusetzen, welche natürlich die Freimaurer sogleich aufs Korn nahm. Die schottischen Freimaurer, die Jakobiden, die Anhänger Jakobs, sind die ältesten. Von da kamen sie nach Frankreich, und wenn etwas französisch ist, ist es auch bald deutsch. Nach französischem Muster wurden die Freimaurer in Deutschland importiert. Natürlich mit Ausnahme der Damen-Logen."

„Damen-Logen?"

„Ja, im Jahre 1775 begünstigte und autorisierte der Herzog von Chartres, nachher Herzog von Orleans und Bürger Egalité, weibliche Freimaurer-Logen unter dem Titel „loges d'adoption" und wurde die Herzogin von Bourbon zur Großmeisterin dieser Damen-Logen erwählt. Da in jener Zeit noch Möpse eine zahlreiche, seitdem ausgestorbene Hunde-Gattung und Lieblinge der Damen waren, so gehörte die Überreichung eines Mopses zum Aufnahme-Zeremoniell."

„Also eine Art Satyre. Aber, wenn die Freimaurer nur den Zweck haben, gutes zu stiften, weshalb werden sie von so vielen Menschen mit Mißtrauen betrachtet und verfolgt?"

„Weil sich die verschiedensten politischen Vereine oft unter dem Namen der Freimaurer verbergen," entgegnete Döllinger. „Deshalb erlaubte sich Leo XIII. die Äußerung: die Freimaurer sind eine Gesellschaft, die selbst den

Mord nicht scheut. Und es ist doch erwiesen, daß Monarchen und Prinzen an der Spitze der Freimaurer standen und stehen; schon Kaiser Joseph II. beschützte sie; hätte der Papst ihre Satzungen gekannt, so würde er diesen Ausspruch nicht gethan haben, allein der Mißbrauch, der mit diesem Namen getrieben wird, veranlaßte Leo zu der Ansicht und der Mord Rossi's bekräftigte ihn darin. Und es ist nicht zu leugnen, die Aufgabe ist schwer, die Spreu von dem Weizen zu scheiden." Die Unterhaltung berührte nun allerlei Gegenstände, auch die jetzige Romanlitteratur. „Du lieber Gott, wie haben sich die Zeiten geändert," rief Döllinger aus. „So entsinne ich mich der Aufregung in unserer Familie, als plötzlich eine Schrift erschien, welche die Stunden der Andacht von Zschokke als ein Werk des Satans bezeichnete. Ich hatte als Knabe dieses zu Anfang des Jahrhunderts so verbreitete protestantische Erbauungsbuch meiner Mutter vorlesen müssen, und wir fanden es beide sehr hübsch. Die gute Frau nahm das Urteil übel und stritt sich deshalb energisch mit den Geistlichen herum, die uns besuchten. Wie viel berechtigter wäre es, die frivolen Romane, die gegenwärtig so viel Schaden verursachen, ein Werk des Satans zu nennen! Den Stunden der Andacht erging es damals, wie heutigen Tages dem Leben Jesu von Strauß, oder dem von Renan, obgleich diese Schriften sonst mit Zschokke's Werk nicht zu vergleichen sind."

„Seltsam, — Ernest Renan hat sich ganz anders entwickelt, als man in geistlichen Kreisen dachte. Als ich vor Jahren in Paris war, erkundigte ich mich einmal bei Dupanloup im Kleriker-Seminar, welcher der vielversprechendste unter den Studierenden sei? Dupanloup zeigte mir einen

Jüngling, der ein Streiter für die Kirche sein werde, und der Ernest Renan hieß.*) Sein „Leben Jesu" hat fast noch mehr Sensation hervorgerufen, als das von Strauß."

Er zitierte aus dem einen wie aus dem anderen einige Stellen. Dann stieß er plötzlich den kurzen trockenen Husten aus, der stets einen humoristischen Vorfall ankündigte: „Der Oberkonsistorialrat Strauß aus Berlin war ein strenger, gelehrter Protestant, welcher „die Taufe im Jordan" — „Helons Wallfahrt nach Jerusalem" — „das Evangelische Kirchenjahr in seinem Zusammenhange" rc. rc. geschrieben hatte. Einst stieg er in München in einem Gasthofe ab, wo er sich sofort ins Fremdenbuch einschrieb. Kaum ist er in sein Zimmer gelangt, so erscheint das Stubenmädchen, läuft auf ihn zu und ruft: „Aber die Freud', daß Sie hier sind, Herr Strauß, — Ihre Walzer sind schon das Schönste auf der Welt." Der Oberkonsistorialrat lehnt das ihm gespendete Lob sehr kühl ab, als ein enthusiastischer Jüngling mit dem Ausrufe hereinstürzt: „Oh, wie preise ich mich glücklich, den Mann begrüßen zu dürfen, der das „Leben Jesu" geschrieben hat." Er wehrte sich abermals energischst gegen die Zumutung, diese berühmte Persönlichkeit zu sein, und erzählte später seinen Freunden: „Auf meine Popularität in München brauche ich nicht stolz zu sein." — Weniger stolz auf seinen geistlichen Charakter schien der einstige Direktor der Münchener Gemälde-Gallerie, der gute Landschaftsmaler Dillis, gewesen zu sein. Seine Haushälterin sah

*) Auch bei Lord Acton erwähnt: „Doellinger's Historical Work". The English Historical Review edited by the Rev. Mandell Creighton, D. Professor of Ecclesiastical History in the University of Cambridge.

eines Tages in der Kirche zu ihrem größten Erstaunen, sie traute ihren Augen kaum, ihren gnädigen Herrn Messe lesen. Sie erfuhr erst nach diesem Ereignisse, daß er ein katholischer Geistlicher war! Derartige Originale sterben aus, auch bei den Staatsmännern. Welch' eine Mischung von Verstand, Oberflächlichkeit, Liebenswürdigkeit und Leichtsinn in Geldsachen repräsentiert z. B. der Fürst W.! Er war dermaßen daran gewöhnt, von seinen Gläubigern angehalten und verfolgt zu werden, daß, als er sich einmal beim Austritte aus der Frauenkirche an seinem Mantel festgehalten fühlte, er, sich umdrehend, entrüstet ausrief: „Das ist denn doch nicht der Platz!“ Zu seinem Vergnügen entdeckte er, daß sein Mantel nur an einem Nagel hängen geblieben war. Es existieren massenhafte Anekdoten über den Fürsten, aber man thut am besten, hierin wie der verstorbene König von Hannover zu verfahren: Er empfahl einer Äbtissin eine schöne Sünderin, welche von ihrem Geliebten verführt worden war, zur Aufnahme in ihr Kloster. Die Äbtissin schrieb, sie bedauere vielmals, allein der Ruf der jungen Dame sei nicht ohne Makel, worauf ihr der Regent erwiderte: „Ehrwürdige Frau, machen Sie es, wie ich, ich glaube bei derlei Dingen stets nur die Hälfte von dem, was man sagt, und würde man mir hinterbringen, Sie hätten Zwillinge bekommen, so würde ich auch nur die Hälfte glauben.“

So konnte er oft eine Humoreske an die andere reihen, dann behandelte er wieder mit tiefem Ernste und der ihm eigenen Klarheit vergangene und gegenwärtige Fragen. Um seine Idee anschaulich zu machen, griff er häufig zu einem Bilde, das in origineller Weise das Verständnis des Anderen

förderte. So sagte er z. B. am 10. April 1885 gelegentlich der afghanischen Verwicklung: „Der Krieg ist wie der Kolben einer hydraulischen Presse, der Druck wird in Zentralasien ausgeübt, um am Bosporus zu wirken, das heißt es handelt sich um Konstantinopel.“ — Bei einer anderen Gelegenheit sagte er: „Die jüdischen Gesetze waren für Ackerbautreibende bestimmt, in manchem sehr streng, dann wieder sehr lax. Als die Juden aufhörten, ein ackerbautreibendes Volk zu sein, paßte ihre Gesetzgebung auf sie, wie ein für einen Korpulenten bestimmter Rock, der von einem Hageren getragen wird. — Sind auch die Gesetze da und dort gut, so werden die Menschen doch nicht gut, weil ihre Fehler nachwachsen, wie das Haar, das man abschneidet. — Der Materialismus ist ein Gefängnis ohne Luft, Licht und Raum. — Sollte die deutsche Theologie nicht als der Speer des Telephus sich erweisen können, welcher die Wunde erst schlägt und dann heilt.“

V.

Tegernseeer Villeggiatur.

Der Graf und die Gräfin Arco-Valley zählten zu Döllingers ältesten und edelsten Freunden; nach deren Tod ließen sich die Söhne und Töchter sowie der Schwiegersohn Lord Acton die Fortdauer der guten Beziehungen angelegen sein. Wie einst die Eltern, übten nun die Kinder Gastfreundschaft, und so verlebte der Stiftsprobst wie bisher die Monate August und September in der reizend gelegenen Villa Arco am Tegernsee. Die Familie und deren Gäste gestalteten das dortige Leben zu einem geistig angeregten; im trauten, von Grün umrankten Empfangszimmer, im Garten oder auf Spaziergängen unterhielt man sich heiter und ernst, von Gegenwart und Vergangenheit.

Im Jahre 1850 war der siebenzehnjährige Acton-Dalberg zu Döllinger nach München gekommen, wohnte bei ihm in Pension, besuchte fünf Jahre lang die Universität und hörte u. a. die Vorlesungen Döllingers über Kirchengeschichte. Die Ferien benützten beide zu gemeinsamen Reisen nach England, nach Frankreich, nach Italien — Döllinger forschte hier in den Bibliotheken und Archiven für seine Sektengeschichte des Mittelalters — oder sie weilten bei der Familie Lord Actons im Schlosse Herrensheim bei Worms,

oder in der Villa Arco. Das Verhältnis von Lehrer und Schüler war ein Freundschaftsverhältnis geworden. Sie tauschten ihre Meinungen über Religion und Politik aus, vertieften sich in ein gelehrtes Problem oder in ein litterarisches Kuriosum, Actons Gelehrsamkeit imponierte ja selbst Döllinger. Er erzählte uns öfters von Actons Bibliothek, führte uns im Geiste darin herum, und weihte uns in dessen wissenschaftliche Bedeutung ein.

Traf er mit Acton und mit Gladstone in Tegernsee zusammen, dann waren seine Briefe zumeist in der heitersten Stimmung verfaßt. „Viele durchreisende Engländer halten sich gegenwärtig in der Villa Arco auf,“ schrieb er an seine Nichte Jeannette, „denn Acton und Gladstone sind mächtige Magnete. So geht es gerade sehr lebhaft her, doch stört mich nichts in der Ruhe und Stille meines Zimmers mit der prächtigen Aussicht. — Die Villa ist ganz angefüllt mit Gepäck, Koffern, Truhen, Körben, Kisten, Reisesäcken; es ist als ob die Arche Noahs ausgeleert worden wäre, dazu die Damen und elf oder zwölf weibliche und männliche Dienstboten. Der dirigierende Noah, Lord Acton, will ein paar Tage hier bleiben.“ —

Und als eines Nachmittags im Herbst 1887 die Freunde beim Kaffee im Garten saßen, zauberte sie Lenbach durch seinen Photographen auf eine Glasplatte, und so entstand das interessante Genrebild, welches dies Buch als Titelbild schmückt. Franz von Lenbach, Graf Emmerich Arco-Valley und Lord Acton sind stehend, der Premierminister Gladstone und seine Tochter, Gräfin Leopoldine Arco-Valley, Dr. Schlottmann, Professor der evangelischen Theologie in Halle, der zufällig an diesem Tage anwesend war, und Reichsrat von

Döllinger sitzend dargestellt. Die Anordnung ist von Lenbach — in der Wiedergabe der Natur liegt die Kunst.

Auch die Briefe Döllingers an mich sind von Freude über seinen Lieblingsaufenthalt durchdrungen. „Gerne hätte ich heute noch mit Ihnen unsere herkömmliche Vendredipromenade gemacht; allein eine früher gegebene Zusage nötigt mich, diesen Morgen nach Tegernsee abzureisen, wo man mir den Wagen entgegenschickt. Unternehmen Sie doch im Spätsommer mit Ihrem Herrn Gemahl einen Ausflug nach dem schönen und gesunden Tegernsee, da können wir dann nach Herzenslust uns in Gottes freier Natur ergehen, und de omni re scibili et quibusdam aliis (etwa: über alle entdeckten und unentdeckten Wissenschaften) weise Gespräche führen.“

„Für den Augenblick befinden wir, Sie und ich, uns in sehr verschiedener Umgebung,“ schrieb er mir ein andermal, „Sie leben in einer Einsiedelei*) und haben wahrscheinlich einige Nonnen zur Staffage Ihrer Kaffeepartien; ich dagegen kann nicht aus dem Hause treten, ohne einer Schar unbekannter Gesichter, überwiegend weiblicher, zu begegnen; denn wie nach dem Ausdruck des römischen Satyrikers der syrische Orontes sich in die Tiber (zur Zeit des Trajan) ergossen hatte, so scheint dieses Jahr die Spree, allen geographischen Gesetzen zuwider, sich in den Tegernsee ergießen zu wollen — so sehr wimmelt es hier von Berlinern und Berlinerinnen. Für mich ist das freilich gleichgültig, da ich längst gewohnt bin, hier meine eigenen Pfade

---

*) Wir waren damals zum Landaufenthalt im Kloster Wald bei Ottobeuren.

zu wandeln und im Garten beim Hause die wünschenswerte Einsamkeit zur Hand habe. Sagen Sie Ihrem Herrn Gemahl, daß ich seine Biographie Jarkes mit großem Vergnügen gelesen habe, sie ist durchaus objektiv und gerecht und gereicht dem Werk, welchem sie einverleibt ist, wirklich zur Zierde."*)

Ich hatte Döllinger eine Holzschnitt-Initiale aus einem Druckwerke des sechzehnten Jahrhunderts nach Tegernsee geschickt mit der Bitte, mir den rätselhaften Buchstaben zu entziffern. Der Kommentar, den Döllinger mir in seiner Antwort gab, ist so schön und vergegenwärtigt derart den Holzschnitt, daß er gewiß allgemein interessiert. „Beiliegende Auflösung des Rätsels, welches Sie mir aufgaben, dürfte der geehrten Louise Turandot zeigen, daß doch etwas vom Prinzen Kalaf in mir steckt, natürlich ohne dessen Prätentionen. Der Buchstabe ist ein V und bedeutet Vanitas — Eitelkeit im biblischen Sinne, wie er in Salomos „Predigerbuch" durchgeführt ist, nämlich als die Vergänglichkeit, Hohlheit und Vergeblichkeit der menschlichen Bestrebungen. Die Hauptfigur ist die Menschheit in ihrer Zwiegeschlechtlichkeit, diese bezeichnet durch die zwei Köpfe, einen weiblichen und einen männlichen (mit dem Barte). Sie ergreift mit der einen Hand einen Kranz, Symbol der Lebensgenüsse, der Schmausereien und zugleich des Putzes, der Gefallsucht u. s. w. Der Kranz wird aber durch einen Sturm (Schicksale) entblättert und das Bildchen ist angefüllt von den in der Luft herumfliegenden Blättern. Mit der anderen Hand ergreift die Menschheit die Glücksgöttin Fortuna bei ihren Haaren und will sie festhalten. Diese ist erkennbar an den

*) Allgemeine deutsche Biographie.

Flügeln und der Kugel, auf welche sie den Fuß setzt. Sie hält in der einen Hand einen gefüllten Beutel, in der anderen, scheint mir, das Horn der Amalthea (mit dem sie von den Griechen abgebildet wird) als das Symbol des Überflusses und Erdsegens. Am Boden liegt der Liebesgott mit verbundenen Augen und mit dem Köcher, sein Bogen ist zerbrochen, denn auch die Geschlechtsliebe gehört nach Salomo zu den Eitelkeiten des menschlichen Strebens (auch nach Göthe). Zur Seite sehen wir den Zeitgott, das Greisenhaupt des Saturnus (Chronos) vierfach geflügelt, da die Zeit rasch enteilt und keinen bleibenden Genuß, nur flüchtiges Nippen gestattet. Oben endlich schwebt eine Harpye, wie sie Virgil schildert, halb Vogel halb Mädchen, das Symbol der nie zu sättigenden Gier, des Hungers nach stets neuen, stets eiteln Genüssen. Das Bildchen besagt also: das Verlangen und Trachten nach Geld und Besitz — nach Sinnengenuß und Huldigungen — nach Liebe und Gegenliebe, das alles ist eitel, weil flüchtig und vergänglich und nie die Ruhe der Befriedigung gewährend. Die Initiale ist eine gezeichnete Predigt.“ Auch folgender Brief aus der Villa Arco zeugt von der heiteren Laune, in welcher Döllinger seine Villeggiatur genoß. Ich befand mich damals mitten in den Freuden eines Wohnungswechsels. „On ne saurait croire, combien on se trouve riche quand on déménage. Das erfahren Sie jetzt alle Tage, und zwar unter Mühe, Müdigkeit und Seufzen. Gewiß denken Sie nicht ohne Neid an einen griechischen Philosophen, der mit einem Rock bekleidet und mit leeren Händen wandernd, getrost sagte: Ich trage meinen ganzen Besitz mit mir. In Ihrer neuen Wohnung, sagen Augenzeugen, sehe es noch

aus wie am dritten Tag der Schöpfung: tohu vabohu. Nun, es ist ja auch ein schöner, Damen besonders gut gelingender Beruf, aus einem wüsten Chaos eine feinsinnige, harmonische Ordnung zu schaffen, so daß alles genau am rechten Platze sich befindet. Ich erwarte schon zu hören, oder zu lesen, daß das Münchener Publikum förmlich zu Ihnen wallfahrtet, um die künstlerisch berechnete Aufstellung zu bewundern, welche für Ihre gotischen, Rokoko- und Renaissance-Schätze, für Ihre Altertümer, Ihre Bilder und Krugsammlung immer den besten Platz zu finden gewußt hat. Ernsthaft gesprochen, hätte ich Ihnen gerne einen Abschiedsbesuch gemacht, aber es hieß, Sie seien schlechterdings unzugänglich. Und so bin ich denn nach Tegernsee abgereist und tröste mich mit der Hoffnung, bei meiner Rückkehr Sie gesund und im ruhigen Genuß Ihrer bestgeordneten Kostbarkeiten zu finden. Was mich betrifft, so finde ich Tegernsee diesmal schöner als jemals, und die Luft ist so köstlich, so erfrischend. Solche Luftbäder einnehmend wird man sich erst recht der Genüsse, welche die Natur auch dem Körperleben darbietet, bewußt. Möge nur auch Ihnen der Vollgenuß der Natur im bayerischen Walde nach so viel Geduldproben und Mühseligkeiten bald zu Teil werden. Herzliche Grüße an Ihren Herrn Gemahl. Schaut er Ihnen billigend und bewundernd zu — oder legt er selbst Hand an und hilft mit? Mir sagt mein Gewissen, daß ich an seiner Stelle mich mit dem Zuschauen begnügen würde, de crainte de gâter l'ouvrage. Ich hoffe zuversichtlich und freue mich schon darauf, ihn sowie auch die Evatochter, welche ihm das Leben versüßt, beide erfrischt und gekräftigt in München wieder zu sehen." —

Im Sommer 1885 befiel Döllinger in Tegernsee ein Augenleiden; er trug es voll Seelenstärke und verwunderten sich die ihn in der Villa Arco behandelnden Ärzte, Herzog Karl Theodor in Bayern, Professor Dr. von Rothmund und Hofrat Dr. Rosner über die geistige und körperliche Gesundheit und Kraft des Patienten. Noch wenige Minuten vor der Operation ließ er sich vorlesen und alsbald nach der Operation bat er, die unterbrochene Lektüre wieder aufzunehmen. Er klagte nie, befolgte alle medizinischen Vorschriften und dankte für den kleinsten Dienst, den man ihm erwies.

Am zweiten Oktober erhielt ich folgende Zeilen: „Zum handgreiflichen Erweis, daß mein Augenleiden gehoben und dieses kostbarste, empfindlichste Leibesglied sich wieder in normalem Zustande bei mir befindet, schreibe ich lieber selbst, als durch eine meiner Nichten. Es war natürlich eine schwere Zeit von fünfzehn Tagen für mich, weniger wegen der erforderlichen Geduld als wegen der, wie ich sorgen mußte, bedrohten Sehkraft. Gott sei tausendfach gepriesen, daß alles so gut ablief. Ich lasse mir noch hie und da vorlesen, aber ich kann doch schon vier bis fünf Stunden ohne Unterbrechung und ohne Ermüdung lesen und schreiben. An sorgfältiger Pflege in der Zeit meiner Betrübnis und Hilflosigkeit hat es mir nicht gefehlt. Am fünften dieses Monats kehren wir zurück und freue ich mich schon, Sie und den hoffentlich erstarkten und erfrischten Herrn Gemahl von Angesicht zu Angesicht begrüßen zu können.“

Nach München zurückgekehrt, war er wie verjüngt; er las, studierte, schrieb, ging spazieren und freute sich nun doppelt über alles, was ihm überhaupt der Freude wert

erschien. Da seine geistigen Interessen vielfach mit denen Lord Actons und Gladstones verknüpft waren, gedachte er ihrer auch immer wieder im Gespräche. Bedauerten wir, daß der englische Premierminister so deutschfeindlich gesinnt sei, so teilte Döllinger unsere Meinung, hob aber alsbald Gladstones Vorzüge in anderen Beziehungen hervor. „Ich kenne ihn seit dreißig Jahren," sagte er einmal, „und möchte mich für ihn verbürgen, denn er ist ein ausgezeichneter Charakter und eine seltene Arbeitskraft. Ich entsinne mich, daß er mir, ich glaube im Jahre 1871, eines Abends gegen sechs Uhr einen Besuch machte; wir sprachen über Politik und über Theologie und vertieften uns dermaßen, daß es zwei Uhr nachts war, als ich ein auf unser Thema bezügliches Buch in meiner Bibliothek holte. Nach einigen Minuten kehrte ich mit demselben zurück und traf Gladstone in einem Werke studierend, das er aus seiner Tasche gezogen, um nur ja die Zeit meiner Abwesenheit nicht unbenützt verstreichen zu lassen. Nachts zwei Uhr! — Habe ich Ihnen denn die hübsche Anekdote der Lady B. erzählt? Miß B. ist ein weiblicher Cröſus, sehr mildthätig, und deshalb vom Volke angebetet. Wo sie in London erscheint, werden ihr mit Recht Ovationen dargebracht. Gladstone beantragte deshalb bei der Königin, Miß B. zur Lady zu erheben. Die Königin, welche den Fürsprecher wegen seiner Geradheit und seines starren Geschäftseifers zwar nicht sonderlich begünstigt, erfüllte gleichwohl seinen Wunsch. Nun waren seit einigen Monaten die Zeitungen von der Nachricht erfüllt, die sechzigjährige Lady B. heirate ihren neunundzwanzigjährigen Sekretär! Diese bevorstehende Mesalliance nahm sich Gladstone, der Urheber ihrer Ladyschaft, zu Herzen

und schrieb deshalb an Lady B. einen langen, überzeugenden Brief, sie möge doch ihrer bisherigen Abneigung gegen die Ehe treu bleiben, da Lady B. ja früher selbst behauptet habe, man wolle nur ihr Geld heiraten, und die Lossagung von ihrem Grundsatze nachteilig für ihren ausgezeichneten Ruf sei. „Falls Sie dem jungen Manne eine hübsche Existenz gründen wollen, teuere, hochverehrte Lady," fügte der Schreiber bei, „so können sie ihm ja eine Summe bestimmen, oder ihn als Sohn adoptieren." Lady B. dankte bestens für den guten Rat: „Dieser Vorschlag ist vortrefflich bezüglich meiner Person, aber Mr. Gladstone vergißt seinen Gefühlen Rechnung zu tragen" (forgets his feelings)." —

„Große Verdienste hat Gladstone um Irland," sprach Döllinger weiter. „Die dortigen Zustände waren schrecklich. Ein Pächter konnte Knall und Fall aus dem Dienste entlassen und rechtlos dem Elende preisgegeben werden, sobald es dem Grundbesitzer beliebte. Gladstone nahm sich der Unterdrückten an und ermunterte durch die Reden, die er in verschiedenen Versammlungen hielt, derart zur Besserung der Zustände, daß seine Anhänger alsbald die Majorität im Unterhaus bildeten. Gesetze wurden beraten und den irischen Pächtern ward geholfen. Aber nun lehnten sich die englischen Pächter auf, obgleich sie nie wie die irischen den Rechtsmangel empfanden, da die englischen Grundbesitzer rücksichtsvoller und durch die öffentliche Meinung in Schranken gehalten, sich nicht zu Ungerechtigkeiten hinreißen ließen, wie es des öfteren in Irland der Fall war. Dem Egoismus zufolge, machte sich Gladstone nun die Torys zu Feinden, welche ihn anklagten, die Auflehnung der englischen Pächter verschuldet zu haben. Daß diese Zwistigkeiten mit den

ägyptischen zusammenfielen, war sehr fatal, und es war ein großer Fehler, Gordon erst nach Ägypten geschickt zu haben, nachdem ihm die Zerwürfnisse über den Kopf gewachsen waren. Übrigens schieben nicht genau unterrichtete und mißliebige Politiker und Preßorgane alle Fehler auf Gladstone; sie müßten wissen, daß nicht er allein das Staatsruder führt, und daß ihn nur ein mäßiger Teil der Schuld träfe, wenn sie seine Politik von der der anderen zu scheiden vermöchten. Oberflächlich unterrichtet, werfen sie alles in einen Topf. An Irland hat England viel gesündigt, und es sind alte Sünden, die nun heimbezahlt werden müssen, aber es ist kein Absehen, wie diese Frage gelöst werden soll um beiden Teilen gerecht zu werden. — Ich weiche in vielem von Gladstones politischen Anschauungen ab, und es ist schwer, ihn zu einer anderen Ansicht zu bekehren, denn er ist drei- und vierfach gepanzert."

War Gladstone nach London zurückgekehrt, so verfolgte Döllinger mit dem regsten Interesse dessen Ministerthätigkeit. Einmal erzählte er uns von einer Parlamentssitzung, die am vierten Februar 1881 stattgefunden, und Irland zum Gegenstande der Beratung gehabt hatte; sie dauerte vierzehn Stunden. „Hier sind arkadische Zustände im Vergleiche zu England. Die Arbeitslast und Nervenanstrengung ist dort so groß, daß seiner Zeit Lord Castlereagh sich mit einem Federmesser die Pulsader aufschnitt und Lord Canning im Parlament der Schlag getroffen hat, nur aus politischer Aufregung."

Betonte Döllinger ausschließlich die guten Eigenschaften Gladstones, so hob vice versa Gladstone Döllingers Vorzüge hervor. In seinen im Speaker (1890 Nr. 3) ver-

öffentlichten Erinnerungen an Döllinger erzählt er folgendes Erlebnis: „Eines Tages machte ich einen Spaziergang mit Döllinger im englischen Garten. Bei der Biegung eines Weges stießen wir auf einen großen, würdigen Geistlichen von auffallendem Äußeren, dessen Begleiter, der ihm mehr folgte als zur Seite ging, sein Kaplan zu sein schien. Döllinger hielt, wie er an warmen Tagen zu thun pflegte, seinen Hut in der Hand hinter dem Rücken. Der hohe Geistliche zog seinen Hut hoch über seinem Haupte ab, starr vor sich hinsehend und ohne Döllinger ein weiteres Erkennungszeichen zu geben. „Wer ist dieser Geistliche?“ fragte ich. — „Dieser,“ entgegnete Döllinger, „ist der Erzbischof von München, durch welchen ich exkommuniziert ward.“ — Aber weder jetzt noch zu einer anderen Zeit verlautete von ihm ein hartes Wort oder eine Klage, mündlich oder schriftlich, gegen den Erzbischof, gegen den Papst oder gegen die römisch-katholische Kirche.“

Voll warmer Anerkennung würdigt auch Gladstone in seinem Nachrufe Döllingers Wirksamkeit auf dem theologischen und wissenschaftlichen Gebiete, hebt dessen deutsche Gesinnung hervor, verbunden mit warmer Anhänglichkeit an England: „Döllinger hatte eine so hohe Verehrung vor dem Berufe Englands für die Zivilisation, daß er fast ängstlich vor großen Änderungen in diesem Lande zurückschreckte, aus Furcht vor der Möglichkeit, Englands Thatkraft dadurch gelähmt zu sehen.“

VI.

Allerlei Theologisches.

Meine kleine Holzschnitt- und Kupferstichsammlung interessierte Döllinger und er stellte manches Leumundszeugnis aus über mir unbekannte Persönlichkeiten, die bald kunstvoll bald kunstlos gezeichnet sich in meinen Mappen heimisch niedergelassen hatten.

„Wie habe ich Sie gestern herbeigewünscht, Herr Reichsrat," nahm ich das Wort bei einem unserer Spaziergänge, „um Sie zu bitten, mir eine Aufklärung über das Weib in der Sonne aus der Apokalypse (Kap. 12, Vers 1) zu geben, denn ich habe keinen Begriff davon, wer eigentlich darunter verstanden ist?"

„Ich auch nicht," erwiderte lachend Döllinger, „aber es existieren mindestens zehn Auslegungen darüber, wenn Sie dieselben interessieren, will ich Ihnen die Bücher zusenden, ich kann mich keiner Ansicht anschließen. Das Weib in der Sonne, ein Lieblingsgegenstand der mittelalterlichen und der neueren Kunst, gehört zu den dunklen Fragen der Apokalypse. Die Künstler haben sich darüber freilich weniger die Köpfe zerbrochen als die Theologen."

„Die Erläuterung der Apokalypse stellte gewiß an den Scharfsinn der Letzteren die höchsten Anforderungen?"

„Stellte? — Sie stellt sie noch und es besteht eine

ganze Litteratur von Streitschriften und Kommentaren, die jedes Jahr vermehrt wird. Schon Montesquieu soll ja deshalb gesagt haben: „c'est le livre le plus précieux du monde“, und dies Wort gilt heute noch. Die Ausleger der Apokalypse teilen sich in solche, welche der Geschichtsforschung den Glauben entgegensetzen, und in solche, welche sich in ihrem Urteile auf historische Thatsachen stützen. Unter den ersteren wie unter den letzteren gibt es bedeutende Männer wie Bossuet und Renan beweisen, aber neben guten und geistvollen Auslegungen hat die Apokalypse auch einen Wust von verkehrten Schriften hervorgebracht. Schon über die Frage, wer der Verfasser sei, wurden und werden Bände ausgefüllt. Man weiß, daß der Apostel Johannes vom See Gethsemane nach Kleinasien übergesiedelt und dort gelehrt hat. In einer Handschrift des ersten Jahrhunderts, welche im vierten Jahrhundert gefunden wurde, ist verzeichnet, daß die Christen den Johannes baten, das aufzuzeichnen, was er wisse. Sie beteten und fasteten vier Tage und Johannes schrieb in ihrer Gegenwart das Evangelium auf. Ihre Bezeugung, daß wahr sei, was Johannes geschrieben, ist beigefügt. Seine Worte, die er bei der letzten Christenversammlung gesprochen, als er sich als kranker Greis hintragen ließ, lauteten: „Liebt Euch meine Kinder.“ Nun weicht aber die Schreibart in dem Evangelium Johannis von der der Apokalypsis derart ab, daß letztere wohl von einem anderen Johannes, der gleichfalls nach Kleinasien übergesiedelt, geschrieben worden ist; indes scheint man nie zur Gewißheit gelangen zu können.“

Döllinger war so vertieft in das Thema, daß er nicht mehr auf den Weg achtete, und wir in ein wahres Schneelabyrinth gerieten. Er ging über die gefrorenen und ge-

schmolzenen Eisschwellen wie auf einer grünen Wiese. Mein Mann natürlich auch, aber ich stolperte nur so mit. „Da ist es ja schauerlich zu gehen, Herr Reichsrat," rief ich endlich.

„Ja bei der Apokalypse kömmt man leicht auf Irrwege," sagte er gutgelaunt, „dort wird es besser sein." Um zu dem Dort zu gelangen, schritten wir über Stock und Stein, der fünfundachtzigjährige Döllinger stets voran.

Bei unserem nächsten Spaziergang sagte Döllinger zu mir: „Sie frugen mich neulich über das Sonnenweib, ich dachte darüber nach und will Ihnen meine Ansicht nun kundgeben, wenn Sie es wünschen."

„Bitte, Herr Reichsrat."

„Unter dem Sonnenweibe ist die bekehrte Judenschaft zu verstehen, welche den Messias hervorgebracht hat. — Irrtümlich meinen viele, es bedeute die Mutter Gottes, allein wer die Apokalypse gründlich gelesen, weiß, daß die heilige Jungfrau nicht darunter gemeint ist, denn die eigentliche Verehrung Marias begann erst im Mittelalter, vorher wird die Mutter Jesu kaum erwähnt. Nach der Auslegung, die heilige Maria sei das Weib in der Sonne, bildeten die Künstler dieselbe der Beschreibung gemäß ab: auf der Mondsichel stehend, von Strahlen umgeben, die Sterne zu Haupten."

Ich hatte aber schon wieder einen neuen Vorrat von Fragen, und so geriet das Gespräch auf unserem heutigen Spaziergang abermals in das theologische Fahrwasser.

„Welchen Berg bezeichnet man als den, auf welchem der Teufel Christus versucht hat?"

„Es steht geschrieben, der Teufel führte Jesus mit

sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit — dieser Berg existiert aber nicht, und deshalb wird vielfach angenommen, es sei wohl eine Erscheinung gewesen. — — Es ist oft seltsam im Leben, wer hätte geglaubt, daß eine unschuldige Dichtung aus dem 12. Jahrhundert, welche von dem Orient herüber nach Europa drang, die erste Veranlassung zu dem Glauben gab an einen Pakt des Menschen mit dem Teufel. In dieser Erzählung soll sich ein gewisser Theophilus mit dem Dämon eingelassen, durch ihn Geld und Gut, Kenntnisse und Ansehen erworben, aber seine Seele dabei verloren haben — der Ursprung der Faustsage und des wunderthätigen Magus von Calderon. Da Dichtung und Wahrheit in damaligen Zeiten in eins verschmolzen, so zirkulierte bald der Glaube an einen Teufelspakt. Ein Jurist Bartolo aus Bologna machte zuerst von diesen Phantastereien einen schlechten praktischen Gebrauch. Er schrieb ein juristisches Buch in dem er beantragte, die an solchem Pakte Beteiligten mit dem Tode zu bestrafen, und gab Mittel und Wege an, die Sündigen ausfindig zu machen."

„Der Schändliche, wenn ich ihm im Jenseits begegnen würde, gäbe ich ihm noch eine Ohrfeige."

„Von dieser kleinen Hand? die Strafe wäre zu leicht," sagte Döllinger lachend, fuhr aber dann ernsthaft fort: „Die Vorschläge Bartolo's faßten Wurzel und machten den Anfang zu den Teufels- und Hexen-Prozessen, die eine so traurige Seite in der Weltgeschichte ausfüllen. — Die Bulle Summis desiderantes von Innocenz VIII. (1484—1492) gab dem Hexenwahne Form und Gestalt durch die den Anrüchigen angedrohten und zugefügten Strafen. Es stehen

Einem die Haare zu Berg, wenn man die Grausamkeiten liest, welche durch jene Massengeisteskrankheit hervorgerufen wurden. Eine Kenntnis von Naturkräften, ein Austausch religiöser Ideen, eine eigene persönliche Anschauung in kirchlicher Sache, ein philosophischer Gedanke, das unschuldigste, unbedachte Wort genügten, um der Inquisition überwiesen zu werden. Das Verhör und die Torturen dieses geistlichen Gerichtes waren empörend. In kirchlichen Dingen gab es keinen weltlichen Gerichtshof, und überdies gehörte alles zu kirchlichen Dingen. Unterstand sich aber einmal ein weltlicher Richter bei einer Schuldfrage ein anderes Urteil zu fällen, als das gewünschte, so wurde der Richter exkommuniziert; und derjenige, der über ein Jahr exkommuniziert war, verfiel der Inquisition; somit waren Meinungsverschiedenheiten zwischen weltlichen und geistlichen Richtern ziemlich selten. Die Angeklagten durften entweder nichts zu ihrer Verteidigung sagen, oder man machte sie durch Fragen, die einer Falle glichen, so verwirrt, daß ihre Antworten stets dazu führten, sie schuldig erkennen zu lassen. — Die Beichte half auch nichts, denn die Menschen waren so umnachtet, daß sie einen Schuldigen, nicht einen Unschuldigen finden wollten."

„Die Evangelien überliefern uns freilich," fügte Döllinger hinzu, „daß Jesus, der nur Milde und Liebe war, den Pharisäern auf ihre Frage, ob sie das Unkraut nicht ausrotten sollten, das neben dem Waizen im Feld wachse, die Antwort gab, es stehen zu lassen, damit man nicht auch den guten Waizen ausreiße. Und die Kirche hat die Parabel wohl verstanden, nur mochte sie sie nicht mehr in späterer Zeit verstehen."

Von der Inquisition kam das Gespräch auf die Beichte. „Der Herrscherpapst Innocenz III. hat den Christen die Verpflichtung auferlegt, mindestens einmal jährlich die Ohrenbeichte abzulegen. In der alten Kirche bestand kein solches Gebot. Als Kind quälte ich mich ab, Sünden in mir zu entdecken, um ja die Beichte recht würdig zu machen und nicht zu schnell fertig zu sein, und als Geistlicher quälte es mich, mit den Beichtkindern so schnell fertig werden zu müssen. Bei wie vielen merkte ich, daß sie eigentlich gar nicht wissen, um was es sich handelt, daß von einer inneren Reue und dem inneren Vorsatze der Besserung keine Spur ist, und daß sie meinen, der Form genügen, sei genug. Ich hätte sie also gerne belehrt, aber dazu braucht man Zeit, und wenn ich ein Beichtkind länger als einige Minuten im Beichtstuhl aufhalte, so fällt es auf und dies erregt Anstoß. Ebenso merkt man genau, daß der Gewohnheitssünder, der dem Trunke, der Verleumdung ꝛc. ergeben ist, gar nicht die Absicht hat, sich zu bessern, sondern genau so fortlebt, wie er bisher gethan, aber der Priester muß ihn gewissermaßen absolvieren. Nun kann der Geistliche durch die Ohrenbeichte bisweilen gutes wirken und einen edlen Einfluß haben, aber wie schlimm ist auch oft der Einfluß durch die Ohrenbeichte, und wie viel schädliche Folgen zieht dieselbe nach sich. Die Beichtväter Ludwigs XIV. haben z. B. viel auf dem Gewissen, und wir fühlen noch jetzt die schlechten Nachwirkungen. — Manche Menschen suchen sich oft einen recht laxen Beichtvater, der sie von allem absolviert. So glauben sie unseren Herrgott hintergehen zu können!“ — „Wem beichtet denn der Papst?“ — „Der Papst selbst hat bezüglich seines Beichtvaters freie Wahl, und es sind wenig Konflikte bekannt;

von dem Beichtvater Clemens VIII. aber weiß man, daß dieser dem Papste erklärt hat, falls er nicht den Groll gegen Heinrich IV. von Frankreich fahren lasse, höre er auf, ihm Beichte zu sitzen. Wie hoch das Beichtgeheimnis gehalten werden soll, geht aus der Legende des hl. Nepomuk hervor, welcher wegen Festhaltens an dem Beichtgeheimnisse in der Donau ertränkt worden sein soll. — Diese Thatsache aber (nicht die Person des Nepomuk) ist erfunden. Der schwierigste Fall bei dem Beichtgeheimnis ist der, wenn ein Unschuldiger verurteilt und bestraft wird, und der Beichtvater den Schuldigen kennt, ihn aber nicht angeben darf. Ich bat Gott aufs innigste, mich nicht in solche Gefahr zu versetzen. — Bei der großen Pulververschwörung in London 1605 beichtete einer der Verschworenen einem Jesuiten das verbrecherische Vorhaben; dieser verschwieg das Verbrechen wegen des Beichtgeheimnisses, wurde jedoch, nachdem man es durch das Beichtkind erfahren, hingerichtet. Die meisten Theologen sind der Überzeugung, daß sie, in der Beichte von einem bevorstehenden Verbrechen in Kenntnis gesetzt, eine Mitteilung machen müssen, jedoch so, daß die beteiligten Personen durch die Angabe nicht erraten werden können. Als in Paris unter Ludwig XIV. so viele Personen, meist Vornehme, an einer seltsam schleichenden Krankheit zu Grunde gingen, wurde man durch die Geistlichen aufmerksam gemacht, es sei wohl Vergiftung die Ursache, denn es sei auffallend, wie häufig nun Vergiftungsfälle gebeichtet würden. Man ergriff Maßregeln dagegen; dieselben verbesserten den Zustand, verhinderten jedoch nicht, daß die „poudre de succession“, wie man später das Gift nannte, noch so manchen dahin raffte.“

„Die Zeiten sind doch viel besser geworden," meinte Döllinger nach einer Pause des Sinnens, wie er sie von Zeit zu Zeit im Gespräch eintreten ließ, „und wir alle können Gott danken, im 19. Jahrhunderte leben zu dürfen. Wenn man an die heillosen Zeiten zurückdenkt, wo ein Papst Innocenz VIII., ein Alexander VI., ein Paul IV. herrschten, foltern und töten ließen, da schaudert man zurück vor den begangenen Grausamkeiten."

„Paul IV. verdanken wir u. a. auch den ersten eigentlichen Index. Das Verbot der Bücher ist interessant; es sollte auf dem sogenannten ex cathedra beruhen. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich jedoch in Rom 1857, daß die Denunziation hierin maßgebend sei. Es kam nämlich eines Tages der Generalsekretär der Kongregation im Auftrage des Papstes zu mir, um mich als Deutschen über die Frohschammerische Arbeit „Ursprung der menschlichen Seelen" zu befragen. Ich erkundigte mich vor allem, ob der Generalsekretär denn die fragliche Schrift gelesen? — „Nein, ich verstehe nicht deutsch. Es verstehen überhaupt nur wenige diese Sprache. Indes genügt es, daß eine bei dem Vatikan angesehene Persönlichkeit das Buch anzeigt, anstößige Stellen ins Italienische übersetzt oder übersetzen läßt, und das Buch kommt nach Antrag des Referenten auf den Index." — „Des Referenten?" sagte ich, „der des Deutschen unkundig ist?" Ich wandte ein, daß herausgerissene, vom ganzen losgetrennte Sätze oft einen entstellten Sinn haben, und man auf diese Art ein sehr unrichtiges Urteil von dieser lehrreichen Abhandlung bekommen könnte. Der Generalsekretär zuckte die Achseln: „sono le nostre regole."

Damit war es abgethan. Frohschammer*) blieb auf dem Index, da er sich weigerte, sich laudabiliter zu unterwerfen. Die fragliche Schrift war sehr unschuldiger Natur. Schon im 2. Jahrhundert hat sich Tertullian über die Seele und ihr Wesen ausgesprochen; wie viele zerbrachen sich nachher die Köpfe über dieses Thema: Ist die Seele eigens von Gott erschaffen, oder entsteht sie überhaupt bei der Fortpflanzung des Menschen? Frohschammer sprach sich für das letztere aus. Augustinus nahm das erstere an; seine Annahme ist die kirchliche geworden. Da Augustinus als Manichäer vorerst eine etwas materielle Auffassung von der Seele hatte, verwarf er nach seiner Bekehrung alle seine früheren Ansichten und stellte gegenteilige Behauptungen auf. Der Einwand der Anhänger des Thomas von Aquino, der sog. Thomisten: „wenn Gott die Seele unmittelbar erschaffe, so könne sie nicht von der Erbsünde befleckt sein," erzeugte ein Heer von Hin- und Widerreden. Die Jesuiten schlossen sich dem Ausspruche des Augustinus an. — Die Thomisten lehren u. a. auch: „Gott weiß nur, was er beschlossen"; wie viel wurde dafür und dagegen geschrieben! Ja, wir stehen oft vor einem Abgrunde, hinein können wir wohl sehen, aber ergründen können wir ihn nicht."

---

*) „Die Aufgabe der Naturphilosophie und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft (1861)" erregte in Rom so großes Ärgernis, daß der Papst selbst sich 1862 veranlaßt sah, den Verfasser in einem Schreiben an den Erzbischof von München-Freising zum Widerrufe aufzufordern. Da Frohschammer denselben verweigerte, wurde er 1863 a divinis suspendiert und den Theologen der Besuch seiner Vorlesungen verboten. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1891 Nr. 6. München, 6. Januar.

Ich fragte, auf den Gegenstand, von dem Döllinger ausgegangen war, den Index, zurückkommend: „Wenn ein Papst eine abweichende Meinung von seinen Vorgängern in Glaubenssachen hat, kann er diese veröffentlichen?“

„Man muß sich den Papst in dieser Beziehung als einen Rumpf vorstellen,“ erwiderte Döllinger, „der nicht Hände noch Füße hat, und für welchen andere handeln. Sagte ja schon Clemens: „Man glaubt wohl, der Papst habe große Freiheiten, in Wirklichkeit aber hat er nur die Freiheit zu segnen.“

„Voltaire wird wohl zu oberst auf dem Index stehen, Herr Reichsrat?“

„Im Gegenteile, Voltaire hat den Papst überlistet und sich aus der Schlinge gezogen. Sie kennen doch seine Tragödie Mohamed. Er persiflierte alle Religionen und Religionsstifter darin, sandte dieselbe dem Papste nebst einem kunstvollen Schreiben, in dem er die Hoffnung aussprach, die Vernichtung des Mohamedismus in seinem Stücke werde den heiligen Vater erfreuen. Und der Papst ging auf die Leimrute und dankte Voltaire in der leutseligsten Weise. Nun konnte man ihn doch nachträglich nicht auf den Index setzen!“

„Da erging es uns im Institute wie dem Papste, denn wir merkten auch nichts von der eigentlichen Tendenz des Mohamed.“

„Ja ein Mädcheninstitut!“ erwiderte er lachend. „Es ist oft ebenso wunderlich mit dem Index wie mit dem Tadel, den ein Buch erfährt. So wurde in ultramontanen Kreisen mein „Heidentum und Judentum“ auf das schärfste gerügt, und wissen Sie weshalb? weil ich den Satan nicht satanisch

genug vorführte. Und wie einem derlei Dinge nachgetragen werden!"

„Ja, wenn man stets die Ursachen der Wirkungen wüßte!" fuhr er weiter. „Eigentümlich sind sie auch bei manch katholischem Feste. So hatte der Abt eines französischen Klosters im sechsten Jahrhundert eine Vision, in der er die „armen Seelen" (wie sich die Deutschen ausdrücken, im Italienischen heißt man sie „anime sante", im Französischen „âmes en peine") um sich versammelt sah, die ihn anflehten, sich ihrer doch durch Fürbitte zu erbarmen. Der Abt berichtete schleunigst diese Erscheinung an den Papst, und dieser setzte hierauf das Allerseelenfest ein. Einer anderen Vision schulden wir das Fronleichnamsfest. Die Nonne Julia eines Lütticher Klosters erblickte einmal in einem Traumgesicht den Mond mit einem großen dunklen Fleck. Sie grübelte darüber nach und konsultierte ihren Beichtvater. Dieser brachte das Anliegen an den Papst, der das Traumgesicht deuten ließ. Der Mond, hieß es, ist die Kirche und der dunkle Fleck kennzeichnet die Unterlassung der Feier, daß Jesus das Abendmahl eingesetzt hat. Denn der Gründonnerstag ist eine ungenügende Erinnerung und fällt in die trauervolle Karwoche, hingegen sollte die bezeichnete Feier eine freudige sein. So ward die Fronleichnamsprozession ins Leben gerufen und mancher, der sich an einem heißen Junitage im Talar oder in der Uniform seufzend beim Umgange den Schweiß von der Stirne wischt, ahnt nicht, daß er dies alles einer Lütticher Nonne zu danken hat." —

Das Gespräch ging auf Heiligsprechungen und Heilige über. Döllinger erwähnte den vor einigen Jahren kanoni-

sierten Franzosen Laprête, der die Abtötung in der Reinlichkeit bis aufs äußerste trieb, was auch bei seiner Heiligsprechung hervorgehoben ward: „Wenn der von Ungeziefer bedeckte Dulder Läuse fortlaufen sah, so nahm er sie und setzte sie in sein Gewand, damit er Geduld und Schmerzen erleide. Es war zuletzt so stark, daß niemand in seiner Nähe es mehr aushalten konnte.“

„Das geht noch über den Buddhismus. Weshalb haben die Buddhisten eine so große Vorliebe für die Tiere?“

„Weil sie die Seelenwanderung in den Tieren annehmen. Sakja-muni, der Gründer des Buddhismus, soll eines Tages eine verschmachtende Tigerin mit ihren Jungen unter einem Baume gesehen haben; er legte sich zu ihnen, um sich zerreißen zu lassen und ihnen Blut zu geben. Die Tigerin und ihre Jungen zerrissen ihn auch, und seitdem wird er als Buddah verehrt.“

„Dies sind allerdings Beispiele von Aufopferung und doch sagt mir der ritterliche heilige Georg viel mehr zu, der die wilden Bestien tötete, statt sie zu füttern.“

„Nur vermeintlich,“ und Döllinger erzählte von dem heiligen Georg. Da ich mir die Daten notieren wollte, sagte er, ich werde es Ihnen aufschreiben. Tags darauf erhielt ich folgende Zeilen: „Der erste Gegner des Athanasius (im Jahre 341) hieß Gregorius. Dieser starb aber nach einigen Jahren und Kaiser Konstantius setzte dem Athanasius im Jahre 355 einen zweiten Gegenbischof nämlich eben den Kappadokier Georgius entgegen. Dieser Georgius wurde im Jahr 361 in einem heidnischen Volksaufstand (auf die Nachricht von Julians, des eifrigen Heiden, Thronbesteigung) erschlagen. Er ist der travestierte ritterliche Heilige Georg.

Nach der Legende war der Zauberer Athanasius sein Feind und Verfolger, und als Zauberer hatten wirklich die Arianer den heiligen Athanasius auf einem Konzil angeklagt. — Die Legende, wie sie jetzt noch lautet, existierte schon im Jahre 494 und wurde damals von dem Papste Gelasius auf einem Römischen Konzil als eine Erdichtung der Ketzer verworfen. Aber der Kultus des heiligen Märtyrers (er war ja als Christ von den Heiden erschlagen worden) kam mehr und mehr empor, besonders seit den Kreuzzügen, und da man damals einen kriegerischen, ritterlichen Schutzpatron durchaus haben wollte, ward er als geharnischter Krieger zu Pferde, mit der Lanze einen Drachen tötend, abgebildet. Die Kreuzfahrer unter Richard Löwenherz glaubten fest, daß Georg persönlich für sie streite. Das Nationalkonzil zu Oxford im Jahre 1222 erhob seinen Festtag für ganz England zu einem gebotenen Feiertag, und unter seinem Schutz ward im Jahre 1330 der Hosenband-Orden gestiftet. Er ist auch Patron der Stadt Genua, der schwäbischen Ritterschaft, und im Wappen des russischen Kaisers findet sich sein Bild als Herzschild. — Leider muß ich besorgen, durch diese Details dem Wein Ihrer Andacht zum heiligen Georg einiges Wasser beigemischt zu haben."

Unter den unter die Heiligen aufgenommenen Päpsten würdigte Döllinger am höchsten den Papst Gregorius I. oder den Großen (540—604), „der diesen Beinamen wirklich verdiente," sagte er. „Man dürfte ihn wohl, wenn man die moralischen Eigenschaften zur Bedingung der Größe macht, den größten aller Päpste nennen. Er wird als der Vierte unter den vier großen Kirchenlehrern gezählt. In Abbildungen ist er vielfach dargestellt, wie er an seinem

Kommentar über das Buch Hiob schreibt. Die dreifache Krone, die ihm bisweilen ein Künstler aufsetzt, ist freilich ein Anachronismus, da die Päpste damals noch nicht an eine, viel weniger an drei Kronen dachten."

„Und wohl hätte auch Innocenz XI. verdient, heilig gesprochen zu werden," rühmte ihm Döllinger nach. „Er war ein rechtlicher, entschlossener, mutiger Papst, der sogar Ludwig XIV. entgegenzutreten wagte. Seine Kanonisation war beschlossen, das Konzept ausgearbeitet; an der Weigerung der Jesuiten scheiterte die Heiligsprechung dieses herrlichen Mannes."

Döllinger gedachte der Streitigkeiten des Papstes Innocenz XI. mit den Jesuiten und des großen Kampfes der Jansenisten mit dem Orden. „Es hat niemand," sagte er, „vor Pascal und niemand nach Pascal die Jesuiten so scharf satyrisch gegeiselt, wie es dieser eminente Schriftsteller gethan hat. Er benützte stets deren eigene Sentenzen und Lehren — selbst die Form ist jesuitisch nachgeahmt. Die Streiche, die Pascal den Vätern Jesu versetzt, sind von einer Meisterhand. Ich bewundere diesen Pascal wegen seines großen Geistes und braven Charakters. Wie unklug sind die Menschen, daß sie oft nach falsifizierten Schriften greifen, um die Jesuiten zu entlarven, statt nach Pascal. Da erfand jetzt wieder ein Franzose das Schießpulver, indem er mit einer kleinen Broschüre als neuem Fund spektakelt, die bereits im siebzehnten Jahrhundert bekannt und von einem Polen herausgegeben worden war. Sie erregte Skandal, geriet in Vergessenheit, wurde neugedruckt, schlug Lärm, ward dann in einen Winkel geworfen und taucht jetzt mit Bombast wieder auf. Das schadet den Jesuiten nichts,

denn man merkt die Absicht, aber — Pascal vermag ihnen zu schaden."

Er kam dann auf die geistige Herrschaft zu sprechen, die der Orden über seine Mitglieder ausübt, und durch die er seinen großen Einfluß gewinnt. „Die Exerzitien der Jesuiten wirken stark auf die Einbildungskraft. Das Zimmer wird in ein mystisches Dunkel gehüllt, die herabgelassenen Vorhänge lassen nur einen Streifen Licht herein, damit der Novize die für ihn bestimmten Meditationen zu lesen vermag. Diese Lektüre versetzt ihn in eine seltsam gehobene Stimmung; hier werden die himmlischen Freuden im Jenseits auf das lebendigste geschildert, dort das Fegfeuer und die Hölle mit den entsetzlichsten Qualen. Ferner liest der sich Vorbereitende eine Schrift über den Beruf, den man ergreifen soll. Jurist? — Der Jurist ist von jeher ein schlechter Christ — in diesem Tone wird der Stand des Arztes, des Naturforschers, des Kaufmannes ꝛc. behandelt. Es bleibt also der geistliche Stand. Weltpriester? — Allerdings, aber die Kette der Versuchungen ist groß — ein Orden? — aber welcher Orden? Nun wird jeder Orden gelobt, aber jedem Lobe ein tüchtiger Schlagschatten beigefügt, so daß der Novize einsieht, Jesuit zu werden, ist das beste."

Döllinger sprach vom Collegium germanicum und kam dabei auf seine Romreise. „Wissen Sie, was ich mir bei der Audienz beim Papste dachte? — Ich dachte: nie wieder. Schon das Zeremoniell mißfiel mir. Ich hatte die Audienz mit Theiner. Jeder Priester muß dreimal niederknieen: im Vorzimmer, inmitten des Audienzzimmers, endlich vor dem Papste, der Einem seinen Fuß in weiß und goldgesticktem Pantoffel zum Kuße hinhält. Nach dieser Zeremonie er-

hoben wir uns und Pius IX. sprach mit uns in etwas alltäglicher Weise, die Welt habe sich vor dem apostolischen Stuhl zu beugen, dann sei das Wohl der Menschheit gesichert, der Papst sei die höchste Obrigkeit, der alles unterthan sein müsse. Dann fragte er uns über dies und jenes und sprach weiter, ohne auf die Antwort zu warten, in einem geläufigen, aber ungewählten Französisch. Er war ein schöner Mann und imponierte den Frauen so sehr, daß sie vor ihm, wie vor Gott auf den Knieen lagen. Diesmal zeigte sich in seinem Gesichtsausdrucke schon bei unserem Eintritte etwas wie spöttische Neugierde, wie wird sich der deutsche Pedant mit unseren Zeremonien abfinden? Man hatte das Gefühl, dieser Papst könne bei Gelegenheit ein treffendes Bonmot machen, aber sich nicht zu einer selbständig geistigen Denkart erheben. Und doch sagte er oft, er wolle etwas unternehmen, was kein anderer konnte, er wolle neue Dogmen in die Welt senden. Er hat die Unbefleckte Empfängnis Marias und die Unfehlbarkeit ins Leben gerufen." —

„Eines Tages," fügte er hinzu, „zeigte man mir in Rom die mit Schätzen an Kunst und Geld bedeckte Tafel in einem Bibliotheksaal des Vatikans, an welcher die Königin Isabella von Spanien als Gast des Papstes speisen sollte. Pio IX. erschien jedoch nur auf eine halbe Stunde nach Tisch, da ihm das Zeremoniell gebietet, allein zu speisen. Ein anderes Zeremoniell, das mir im höchsten Grade mißfällt, findet bei der abgeschmackten, unwürdigen Sitte statt, den neugewählten Papst, nachdem er unter großem Pompe in die Kirche getragen ward, auf den Altar zu setzen, an die Stelle, wo die heiligste Handlung im Meßopfer vor sich geht. Ich erlaubte mir hierüber und über einige Zeremo-

nien, die ich nicht mitteilen will, Vorstellungen zu machen, aber sie nützten abermals nichts, denn wie ich Ihnen schon gesagt habe, herrschen zwei kleine Wörtchen „è l'uso" und mit diesen wird das meiste in Rom abgemacht."

Er hatte dies in seinem kurzen Ton geredet. Dann stieß er plötzlich seinen kleinen Lachhusten aus und sprach: „Indem ich vom römischen Zeremoniell berichte, fällt mir unwillkürlich der Erzbischof von Scherr ein. Nur muß ich etwas weiter ausholen. Wie Sie wissen, ist in Rom ein Kloster zur heiligen Agnes, in welchem die Nonnen Schafe halten und aus deren Wolle das Pallium fertigen, das der Papst einem neuernannten Bischofe verleiht. In früherer Zeit war es das Privilegium der Kaiser, dasselbe zu verschenken, als aber die Herrscher des Morgen- und Abendlandes in Zwist und Hader lagen, eignete sich der Papst das Vorrecht zu. Erzbischof von Scherr freute sich außerordentlich auf dies geweihte, ehrwürdige Bekleidungsstück und bereitete sich mit wahrer Andacht auf dessen Empfang vor. „Denken Sie sich mein Erstaunen, lieber Döllinger," erzählte er mir, es war natürlich vor dem Unfehlbarkeits-Dogma, „als eines Tages ein vornehmer Jude in mein Zimmer tritt, mir eine ganz gewöhnliche Schachtel überreicht und sagt: „Excellenz, dies schickt Ihnen der Papst." Ich öffne verwundert die Schachtel, sie enthielt das Pallium! Ich konnte mich kaum fassen, von einem Juden, in dieser Schachtel, ohne jegliches Zeremoniell, nur so gelegentlich das Pallium zu empfangen!""

* * *

Döllinger hat bekanntlich in seinen früheren Werken sehr ungünstig über die Reformation und die Reformatoren

geurteilt, aber die im Jahre 1872 gehaltenen Vorträge über die Wiedervereinigung der Kirchen zeigten eine veränderte Ansicht. Auf einem Spaziergang äußerte er gegen uns folgendes: „Luther habe ich feindselig in meinem Buche beurteilt. Jetzt würde ich anders über ihn schreiben, man wird milder im Alter und lernt sich auch auf den Standpunkt anderer zu stellen, die obligaten Gedanken und Empfindungen ihrer Persönlichkeit zu verstehen. Schon Erasmus von Rotterdam, der gelehrteste Mann seines Jahrhunderts, dessen Schriften zu lesen noch jetzt ein Genuß ist, sah voraus, daß die Reformation kommen müsse, denn der Druck von Rom war so stark, daß ein Umsturz in der Natur der Sache lag. Die Streitschriften Luthers und des Erasmus über die menschliche Willensfreiheit, wobei sich Luther an die Augustinische Lehre anschloß und Erasmus opponierte, zeugen von der größten Erregung der beiden. Die Wahrheit neigt sich bald auf diese, bald auf jene Seite und ist schwer zu ergründen. Die Schrift über Luther hat mir damals viele Feinde unter den Protestanten gemacht. Ein anderes Buch hat mich bei vielen Katholiken in Mißkredit gebracht, wo ich es nicht erwartet hätte. Als meine Papstfabeln erschienen, sandte mir der Verleger neunzehn eingelaufene Recensionen zu, die bis auf eine bitter und erbost waren. Nun sagte ich aber mit den Papstfabeln gar nichts neues, denn man glaubte ohnehin nicht mehr an die Päpstin Johanna rc. rc. Aber daß ich bewies, woher die Fabeln kamen und daß sie selbst von Rom verbreitet wurden, das war mein Fehler!“

Voll Anerkennung beurteilte Döllinger den Melanchthon, „den kaum Einer unter seinem rechten Namen Schwarzert

kennt. Er war ein sehr bedeutender, liebenswürdiger Mensch, aber seine Gegner verbitterten ihm derart das Leben, daß in seinem Tagebuche stand: ich sterbe gerne, weil mich der Tod vor der Wut der Theologen (rabies theologorum) erlöst."

Als ich einwandte, daß diese in unserer Zeit mehr aufgehört habe, lachte Döllinger hell auf. „Aufgehört hat sie nicht, gnädige Frau, aber Sie erfahren nichts davon und ich kümmere mich nicht darum."

Weniger günstig als über die genannten Reformatoren dachte er über Calvin. „Der Picarde Calvin (Chauvin, der Kahle) war ein überzeugungstreuer aber harter, fast grausamer Mann, ohne jeglichen Sinn für die Schönheit der Natur, die ihn umgab, mit dem ich nicht hätte leben mögen," sagte Döllinger einst auf einem Spaziergang im Monat Mai, an dem Erwachen des Frühlings sich erfreuend. „Professor Cornelius hat es übernommen, die von einem verstorbenen Freunde begonnene Schrift über Calvin zu vollenden. Dieselbe wird von großem historischen Werte sein, denn Cornelius arbeitet nach Quellen und schreibt sehr schön. Lord Byron, las ich unlängst, war Calvinist und war durch Gewissensbisse und Angst gepeinigt, da er nie das wahre Gefühl hatte, in dem Zustand der Gnade zu sein. Schließlich konnte Lady Byron diese Quälereien nicht mehr ertragen, erklärte sich scheiden zu lassen, und da ihr Gemahl für Gründe gesorgt hatte, so wurden sie auch geschieden."

„Soviel ich weiß, hatte sie sich ohnehin schwer entschlossen, ihn zu heiraten?"

„Ja, sie gab ihm bei seiner ersten Werbung einen Korb, dann befürwortete er aber seinen Antrag mit soviel

Wärme, daß die Lady einwilligte, hauptsächlich weil er als ein Gläubiger hoffte, durch diese Heirat vor Gott in den Zustand der Gnade zu kommen, welche er durch eine böse That, die ihn fortwährend bedrängte, verwirkt hatte."

„Welche böse That denn?"

„Lord Byron spricht stets geheimnisvoll darüber, aber es muß etwas häßliches gewesen sein. Am Ende emanzipierte sich Byron von seinem calvinistischen Glauben. — Mitunter ist dieser Glaube trostlos und mitunter wirkt er unmoralisch. Wenn nämlich ein Calvinist sich einmal in seinem Leben in dem Zustand der Gnade gefühlt hat, so genügt es zu seiner ewigen Seligkeit, ob er später so oder so handelt. Fühlt er sich jedoch nie in dem Gnadenzustande, so gehört er zu den prädestinierten Verdammten. So starb Cromwell z. B. beruhigt, weil ihn die Geistlichen darin bestärkten, er sei einmal im Zustande der Gnade gewesen. — Nun lag bei Calvin freilich der schöne Gedanke zu Grunde, der Mensch solle angefeuert werden zu einer guten That und dadurch den Glauben gewinnen, im Gnadenzustande zu sein. Wie entsetzlich aber manche Menschen durch die calvinische Lehre leiden, weiß ich durch einen Amerikaner, der sich verdammt wähnte, und sich zuletzt vor Verzweiflung nur dadurch schützen konnte, daß er katholisch wurde."

VII.

Akademische Reden und historische Impromptus.

Döllinger war von König Maximilian II. zum Präsidenten der historischen Kommission der k. Akademie der Wissenschaften und nach Justus von Liebigs Tod im Jahre 1873 auch zum Präsidenten der k. Akademie der Wissenschaften ernannt, nachdem er schon seit Ende des Jahres 1860 das Amt eines historischen Klassensekretärs verwaltet hatte. Diesen Stellungen verdanken wir die drei Bände seiner akademischen Reden, die bei C. H. Beck in München erschienen sind. Man zählt sie jetzt unter die klassischen Werke der deutschen Literatur. „Wo gäbe es heutzutage einen zweiten Historiker," sagt Adolf Harnack über diese Reden,*) „der mit diesem Fleiß, mit dieser Umsicht, mit dieser Fähigkeit, fremde Eigenart zu verstehen, sich in der Geschichtschreibung aller Zeiten heimisch gemacht hat, wie Döllinger? Wie über die Universalgeschichte der Kirche, so vermag er Rechenschaft zu geben nicht nur über die politische und Kulturgeschichte Deutschlands, sondern ebenso über die Europas, ja bis nach Indien reicht sein Blick." Es war

*) Theologische Litteraturzeitung 1889 S. 259.

stets ein Ereignis in München, wenn Döllinger seine Rede hielt. Der Sitzungssaal war zumeist, außer von Mitgliedern der Akademie, von wissensdurstigen Herren und Damen und von Kritikern aller Farben erfüllt. Häufig arbeitete Döllinger noch unmittelbar vor Beginn der Sitzung zu Hause an seinem Vortrag. Seine Gesundheit bewährte sich dabei, denn von einer Aufregung, von einer Nervenüberreizung oder Übereilung war keine Spur. Ruhig und gelassen betrat er in seiner schwarzen festlichen Kleidung, die goldene Kette um den Hals, den Saal. Seine Stimme tönte schwach, doch deutlich. Sein Vortrag war einförmig, aber der Inhalt so fesselnd, daß ihm die Zuhörer mit atemloser Spannung folgten. Und wie Professor Cornelius in seiner Gedächtnisrede es so schön ausdrückt: „Wir haben ihn hier oft bewundert, wie er aus goldener Kelle verschwenderisch die Schätze seines Wissens spendete. Es waren mannigfaltige Gaben, er liebte es, uns wechselnd in verschiedene Länder und Weltteile zu führen. Manchesmal hat er vor unseren Augen die Höhe der historischen Kunst erstiegen in Forschung, Auffassung und Darstellung."

Es war natürlich, daß die in den akademischen Reden behandelten Probleme, die nicht selten, auch nachdem Döllinger den Vortrag gehalten, noch fortfuhren, ihn lebhaft zu beschäftigen, die Unterhaltung auf unseren Spaziergängen beeinflußten. Somit gab er uns manche Ergänzung und Erläuterung.

Die Geschichte der Tempelherren interessierte Döllinger so lebhaft, daß sie eigentlich das Studium seines ganzen Lebens war. „Sein Vortrag über den Templerorden," sagt Lord Acton, „den er bei seinem letzten öffentlichen Auftreten

hielt, hatte ihm seit einer Unterredung mit Michelet um 1841 vorgeschwebt.“ Es waren hauptsächlich die Erschließung des vatikanischen Archivs, sowie einige gleichzeitig erfolgte Quellenpublikationen aus den Akten der Templerprozesse, welche Döllinger zu dem Entschlusse veranlaßten, seine schon länger gehegte Anschauung von der Unschuld des Ordens in einer umfassenden, auf jene Quellen gestützten Darlegung zu erweisen. Leider blieb es bei Vorarbeiten. Der kurze Vortrag, den er im November 1889 in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften über das Thema hielt, läßt uns bedauern, daß es Döllinger nicht vergönnt war, jene größere Arbeit auszuführen. „Wenn Sie schon von dem Vortrag so sehr ergriffen sind, was werden Sie erst fühlen,“ sagte Döllinger, „wenn Sie die Prozeßakten, welche ich getreulich wiedergebe, ohne ein Wort daran zu ändern, hinzuzusetzen oder wegzunehmen, kennen lernen. Sie werden darüber Thränen vergießen, denn auch ich war beim Lesen derselben in meinem tiefsten Innern erschüttert.“

Es war die Zeit, als er seinen Vortrag über „die Politik Ludwigs XIV.“ gehalten hatte. „Die Frage, ob der König Fénelons Brief, Ludwigs Sündenregister, wie man ihn nennt, erhalten hat oder nicht,“ entwickelte er uns damals, „beschäftigt vielfach die Historiker. Die eine Ansicht lautet, der König habe den Brief nie gesehen, da man in einem Schreiben der Frau von Maintenon an den Erzbischof Noailles die Stelle fand: „Lesen Sie das mitfolgende Schriftstück und sagen Sie mir Ihre Ansicht darüber. Ich meine, einen solchen Brief kann man dem Könige nicht zeigen, er würde ihn nur aufreizen und ärgern, aber nicht überzeugen.“ Nun geht die Mutmaßung dahin, dieser Brief sei der von

Fénelon 1694 geschriebene. Frau von Maintenon, so wird behauptet, kannte Ludwig. Wenn Tausende und Tausende von Schmeichlern Tag und Nacht versichern, wie herrlich der König regiere und das Volk beglücke, jede seiner Handlungen in einer Weise preisen, die an Vergötterung grenzt, so glaubt dieser Monarch natürlich nicht dem einen, der ihm Mißfälliges sagt. — Die zweite Ansicht, welche auch ich angenommen habe, ist, daß der Brief, auf welchen Frau von Maintenon mit den Worten anspielt: „Dieser Brief ist gut verfaßt, aber zu hart", allerdings in die Hände Ludwigs XIV. gelangte, der ihn der Frau von Maintenon gegeben zu haben scheint. Jedenfalls ist Fénelons Schriftstück von hohem Werte, weil man die Frivolität dieses Bourbonen und seiner Zeit daraus erkennen lernt."

Döllinger verglich hierauf Fénelon und Bossuet, welch letzterer zwar gelehrter gewesen sei, aber an Geist weit hinter dem ersteren gestanden habe. Als ich aber Ludwig XIV. mit Heinrich VIII. vergleichen wollte und beide gleich gewissenlos nannte, sagte er: „Gewissenlos waren diese Monarchen nicht, sie hatten ein Gewissen, aber ein gefälschtes. Man redete Ludwig XIV. ein, er würde Gutes stiften durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes, und da that er es. Menschen wie er sind derart erzogen, daß sie das kirchliche und weltliche Denken, Wollen und Handeln gänzlich voneinander scheiden. Der Zweifel ist eine Sünde. Ludwig XIV. hatte einen weiten Spielraum, zu thun und zu lassen, was er wollte; Theologe war er nicht und wollte er auch nicht sein, das überließ er seinen Geistlichen und Jesuiten. Sie verlangten als gutes Werk die Aufhebung des Ediktes von Nantes, ob es schlecht oder recht sei, das mußten sie wissen. Sie redeten

ihm nichts in seine Angelegenheiten, er redete ihnen nichts in ihre Angelegenheiten ein. Dazu fehlte ihm das Interesse, die Zeit, die Lust und das Verständnis."

„Deshalb dürfen Sie Ludwig XIV. von Frankreich durchaus nicht mit Heinrich VIII. von England vergleichen," fuhr er fort. „Der eine hatte die Meinung, er selbst sei der größte Theologe, und leitete gerade aus der Theologie seine Machthaberbefehle, der andere bekümmerte sich nicht um die Theologie und war ganz passiv in diesem Fache, indes Heinrich ganz aktiv darin war."

„Heinrich VIII. muß doch eine schlechte Meinung von den Frauen gehabt haben, da sich immer wieder eine zu der Ehe mit ihm einließ," unterbrach ich ihn.

„Die Erfahrungen, welche Könige bei Frauen machen, sind wohl durchgängig derart, daß gekrönte Häupter dieselben für keine starken Festungen halten," versetzte Döllinger lachend. „Um aber wieder auf ein durch Religion gefälschtes Gewissen zurückzukommen, fassen Sie den Mohamedismus ins Auge, denn Mohamed befiehlt seinen Anhängern, Andersgläubige zu töten, und verspricht ihnen dann das Paradies. Und der heilige Bernhard thut im zwölften Jahrhundert das Gleiche, indem er den Christen den Himmel verheißt, die Ungläubige ums Leben bringen. „Es ist wahrhaft herzerhebend," berichtete bei der Bluthochzeit der Nuntius von Paris nach Rom, „wie die Katholiken, das weiße Kreuz auf der Brust, in die Häuser dringen und die Ketzer ermorden.""

Während der Ausarbeitung seines Vortrags über Frau von Maintenon hatte mir der Stiftsprobst folgende Zeilen geschrieben: „Auf den Freitags-Spaziergang muß ich diesmal

verzichten, oder vielmehr schlage ich als Ersatz den Montag vor; denn morgen steht mir eine sehr lange Sitzung des Reichsrates bevor, und was dann noch vom Tage übrig bleibt, nimmt ganz und gar eine Dame, die nicht Louise, sondern Franziska heißt, für sich in Anspruch. Sie ist sehr exigeante und zeitraubend, sie will mit den zartesten Rücksichten behandelt sein, und ich muß jedes Wort auf die Wagschale legen." Dem Ergebnis dieser Studien gemäß sagte er uns auf dem nächsten Spaziergang, indem er das Gespräch über das Edikt von Nantes abermals aufnahm und die Stellung von Frau von Maintenon zu demselben in ähnlicher Weise erläuterte, wie die von Ludwig XIV. selbst: „Frau von Maintenon war eine vornehme, edel angelegte Frau, und daß sie der Aufhebung des Ediktes von Nantes das Wort geredet hat, ist keine schwere Schuld ihrerseits. Sie war streng religiös und hat sich in religiösen Fragen unbedingt ihrem Gewissensdirektor Godet des Marais, dem Bischof von Chartres, unterworfen. Dieser Bischof hatte versichert, die Protestanten unterwürfen sich auf königlichen Befehl widerstandslos, und der König war gleichfalls so sehr von seiner Allmacht überzeugt, daß er und die übrigen meinten, dieser Religionswechsel ginge so glatt wie ein Hoffest ab. Viele unterwarfen sich auch ohne Schwierigkeit, bei den anderen wurden Grausamkeiten verübt, die nicht zu verantworten sind; sie wurden Frau von Maintenon in geschwächter Weise dargestellt und als Folge „unverzeihlicher Widerspenstigkeit" geschildert."

„Aber sie war doch sonst so klug, weshalb gerade da nicht?"

„Weil sie sich, wie gesagt, in religiösen Dingen miß-

traute, und sich Godet, der ihr versicherte, ihr Beruf sei es, die Welt zu reformieren, blindgläubig unterwarf, was ja häufig bei Frauen vorkömmt; sie sind viel gescheiter als viele Männer, ordnen sich aber doch unter.“

„Ja, häufig, aber wenn es sich um das Blutvergießen handelt, da hat eine gute Herrscherin doch ein eigenes Herz und ein eigenes Gewissen.“

Döllinger lächelte.

„Außerdem hätte es ja vielleicht sein Gutes gehabt, wenn ganz Frankreich im größten Frieden katholisch geworden wäre,“ fügte ich noch hinzu.

„Nein, gnädige Frau,“ erwiderte der Stiftspropst, „denn wir haben es später in auffallender Gestalt erfahren, wie nachteilig die Unterdrückung des protestantischen Geistes und der protestantischen Geistlichkeit für die ganze Sache des Christenthums geworden ist. Als die Enzyklopädie erschien, welche die bestehende Religion theils bekrittelte theils vernichtete, da lauteten die Gegenreden und Gegenschriften so jämmerlich, erbärmlich klein, wie nur je etwas derartiges in der Theologie erschienen war. Der katholische Klerus war ehedem durch den protestantischen in Schach gehalten worden, und mußte sich bemühen, jenem in Wort und That nicht nur ebenbürtig zu sein, sondern ihn zu übertreffen. Als diese Nebenbuhlerschaft aufhörte, hörte katholischerseits auch der Eifer und das geistige Streben auf; und die katholischen Priester waren so herabgekommen, daß sie den Enzyklopädisten nicht Stich halten konnten. Nun schöpften die Enzyklopädisten ihre Freiheitsideen meist auch aus den Schriften der Deisten, welche etwas früher in England auftraten. Der englische Klerus aber bekämpfte in seiner Heimat mit

so viel Geschick die Deisten, daß diese dort lange nicht den Erfolg hatten, wie die Enzyklopädisten in Frankreich, wo der Klerus ein so flacher und ungebildeter war."

„Um auf Frau von Maintenon zurückzukommen," ergänzte Döllinger, „so fragte sie einmal den englischen Gesandten Lord Staircase: „Wie ist es nur möglich, daß bei uns die Regierungsgeschäfte so schlecht gehen und bei Ihnen so gut, nachdem doch in Frankreich ein Mann und in England eine Frau regiert?" — „Gerade deshalb, Madame, denn wenn ein Mann regiert, beherrschen ihn die Frauen, und wenn eine Frau regiert, beherrschen sie die Männer."

„Aber Maria Theresia war doch Selbstherrscherin," warf ich ein.

„Nun, zu einer der entscheidendsten Handlungen ihrer Regierung ließ sie sich durch ihre Räte aufstacheln, nämlich zur Teilnahme an der Zerstückelung Polens, welche ebenso wie ihre Härte gegen die Protestanten ein dunkler Fleck in ihrem Charakter bleibt. Der Länderheißhunger ging damals ja bis ins Karikaturenhafte in Österreich. — Maria Theresia war klug und gescheit, aber wie es so oft geht, bei anderen sieht man scharf und in eigenen Angelegenheiten schwach. Sie überwachte Maria Antoinette sorgfältig, zitterte oft für deren Zukunft, und drängte nichts desto weniger ihre Tochter in eine preußenfeindliche Politik, gewann sie für Österreichs Interessen und entzog ihr somit den Boden unter den Füßen in Frankreich. Es ist nun leider erwiesen, daß nicht nur die Intriguen der Polignacs, sondern auch der große Einfluß Maria Theresias die Antipathie Maria Antoinettens gegen die

tüchtigen Minister Ludwigs XVI. steigerte. Bedauerlicherweise war der König zu schwach, um den unvorsichtigen Wünschen seiner Gemahlin zu widerstehen, er entließ seine Minister. Wie oft und wie bitter mag es die unglückliche, beklagenswerte Maria Antoinette bereut haben. Sie hatte einmal geäußert, sie wollte gerne ihren Gemahl lieben, wenn er nur nicht gar zu sehr Häphestus wäre, aber so oft sie zu ihm käme, hämmere und klopfe er und rieche nach dem Eisen seiner Schlosserarbeit."

Kurz und lichtvoll zeichnete uns Döllinger auch einige der hervorragendsten Persönlichkeiten aus der französischen Revolution. „Mirabeau starb zu früh; er hätte die Revolution, die auch ohne die Enzyklopädisten ausgebrochen wäre, zwar nicht unterdrücken, aber weniger blutig gestalten können. Er hatte eine große Meinung von sich, die sich auch bei Erwähnung seiner bekannten Häßlichkeit kundgab: Il y en a peu, qui comprennent la majesté de ma laideur. — La Fayette war edel angelegt, aber er litt zu stark an der Krankheit der Franzosen, an der Eitelkeit. Sie war auch Diderots Krankheit. Eitel sind ja alle Franzosen, und das nimmt man als Nationaleigenschaft ganz gerne hin, bei Diderot aber kann man die Worte der Madame Sevigné anwenden, die sie beim Anblicke eines häßlichen Mannes gebrauchte: „Le bon S. exagère le privilége des hommes d'être laid, et le bon Diderot exagérait le privilége des Français d'être vain.“ Sein Rameau und sein Salon enthalten viel Geist und manche poetische Schönheit, seine Promenade sceptique hingegen ist widrig frivol, und seine geschichtlichen essais sind nichts als hohle Rhetorik. — St. Just war ein blutdürstiger, grausamer Mensch, den

täglich 40 Opfer der Guillotine zu wenig dünkten, dabei war er so unwissend, daß er einmal „les lois de Minos“ von der Pariser Bibliothek verlangte! Und Barnave spottete über das Blutvergießen der Leute aus dem Volke in den Straßen von Paris: „Ce sang était-il donc si précieux?“ Dieser Satz wandte später seine Spitze gegen ihn, er wurde guillotiniert. — Duval Graf von Dampir war ein Haudegen und machte eine der ersten Luftreisen. In Berlin bewunderte er derart die militärischen Zustände, daß er mit einem preußischen Hut und Zopf in seine Vaterstadt Paris zurückkehrte, worüber ihn Ludwig XVI. einen Narren schalt. Der Konvent, dem er später diente, hatte ihm den Tod auf dem Schaffot zugedacht. Eine Kugel streckte ihn glücklicherweise in der Schlacht bei Famars nieder.“

„Der Heroismus im Sterben, erzählt Taine, war damals allgemein.“

„Es ereignete sich, daß die neunzig Jahre alte Herzogin von Noailles, ihre Tochter und Enkelin vor das Tribunal berufen wurden. Man befragte zuerst die Greisin. Sie war taub und verstand den Fragenden nicht. „Écrivez“, befahl der Vorsitzende dem Schreiber, „qu'elle conspira sourdement contre la république“. Die drei Damen wurden guillotiniert. Eine Urenkelin erzählte einem Bekannten Döllingers: Ein Freund der Noailles wollte Zeuge ihres Todes sein. Die drei Frauen bestiegen so ruhig und ernst die Stufen zur Guillotine, als ob sie zum Abendmahl gegangen wären.“

Daß Döllingers Urteile recht sarkastisch sein konnten, dafür noch einige Belege. Von König Philipp III. von Spanien meinte er: „er war nicht so schlimm wie sein

Vater; das ist das beste, was man von ihm sagen kann." — „Das Porträt der Königin Isabella von Spanien in der hiesigen k. Residenz ist hübsch gemalt; diese Königin hatte zwei Übel zu tragen, das spanische Kleid und Philipp IV." — Folgenden Ausspruch eines österreichischen Ministers erzählte er heiter zustimmend: „Wenn wir keinen bedeutenden Minister haben, holen wir uns eben einen aus dem protestantischen Deutschland, machen ihn katholisch und uns ist geholfen. . . Und bei Jarke, Schlegel ꝛc. traf dieser Ausspruch zu."

VIII.

Gespräche politischen Inhaltes.

Döllinger sprach mit Begeisterung von dem General Gordon, dem früheren Generalgouverneur des Sudans, welcher am 18. Januar 1884 telegraphisch von dem belgischen Hof nach London abberufen, nun nach einer Konferenz mit den Ministern als Bevollmächtigter Englands nach Suakin abgereist war. „Eine Heldengestalt von dieser Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, die Asien und Europa zum Schauplatz ihrer Thaten macht, kann bezüglich ihrer Größe nur an die Seite Bismarcks und Moltkes gestellt werden. Ich schwärme noch in meinen alten Tagen, wie viel mehr wird es die Jugend thuen."

„Eher weniger, denn die jungen Leute schwärmen nicht mehr viel."

„Wie? Hat die Jugend nicht mehr das Bedürfnis für ein Ideal, ein heroship, wie sich die Engländer ausdrücken?"

„In homöopathischer Weise, Herr Reichsrat."

„Ist das wirklich so, gnädige Frau? Begeistern sich auch die Knaben beim Durchlesen des Nepos oder des Homer nicht mehr für die ihnen vorgeführten Größen?"

„Das Liebste am Nepos ist ihnen im großen Ganzen, wenn sie ihn absolviert haben, und die griechische Sprache und Litteratur werfen sie bei ihrem Austritte aus dem Gymnasium wie eine Last von sich.“

„Und wie habe ich den Nepos verschlungen und mich für den Mithrydates, für Marc Aurel, für Homer, für Sophokles und für viele andere enthusiasmiert. Wenn ich mir noch jetzt eine Freude machen will, lese ich vor dem Schlafengehen und bisweilen am Morgen griechisch, und wenn ich stundenlang des Abends allein im Englischen Garten spazieren gehe, wiederhole ich mir griechische Tragödien und unterhalte mich sehr gut dabei. Das Bedürfnis der Bewunderung für einen großen Mann war mir und meinen Mitschülern so eigen, daß wir auch für Napoleon I. voll Feuer waren, obwohl er gerade kein edles Objekt für die Begeisterung ist. Noch weiß ich es, wie leid mir jede unschöne Handlung von ihm gethan hat, und wie mich in tiefster Seele das an dem Herzog von Enghien vollstreckte Todesurteil (20. März 1804) kränkte und entrüstete, so oft ich davon sprechen hörte. In Würzburg gehörte ich zu den neugierigen Jungen, welche Napoleon auf Schritt und Tritt verfolgten, als er die äußeren Befestigungen besichtigte, und noch sehe ich ihn in seinem grünen Rock, den dreieckigen Hut auf dem Kopf, sein scharf geschnittenes dunkelfarbiges Gesicht, er erschien mir wie ein Mann aus Bronze.“

„Was zu dem Mangel an Enthusiasmus überhaupt bei der heutigen Jugend beiträgt“, sagte er warm, „ist, glaube ich, das Zeitungswesen, welches die Begeisterung so oft abstreift. Z. B. Bismarck, wie viel wird an ihm bekrittelt und gerüttelt, die großen Züge seines Lebens, seine

hervorragenden Verstandesanlagen, seine ursprüngliche, echt deutsche, mächtige Natur wird bald durch diesen, bald durch jenen angegriffen. Die Natur hat Bismarck aus einem Guß gegossen, er ist ein Prachtwerk an Patriotismus, aber wie viele der Presse Angehörigen spritzen ätzende Säuren darauf und verstümmeln es in armseliger, mißgünstiger Weise, stellen Fehler ins Licht und ehrfurchtgebietende Fähigkeiten in Schatten. Die zeitungslesende Jugend sieht das Zerrbild, wägt auf der Wage der Journalisten das Gute und Schlechte ab, und betrügt sich selbst um die Begeisterung für einen begeisterungswerten Mann. — Die Diplomatie der früheren Diplomaten ist ausgestorben, seitdem die Journalistik so gut unterrichtet und von so großem Belang im politischen Leben ist. Bismarck hat die Taktik, die Wahrheit zu sagen, aber wenn er es für notwendig hält, sagt er sie in einer Weise, daß die anderen nicht daran glauben und somit irre geführt werden, worauf er rechnet."

Döllinger kam ins Feuer, als er von Bismarck zu einem Ausblick auf die Vergangenheit und Gegenwart der nationalen Idee in Deutschland überging. Seine Gedanken schweiften zu der Zeit Ludwigs des Bayern zurück.

„Ludwig der Bayer hatte das Recht für sich, aber der Egoismus trat ihm von allen Seiten entgegen. Am grellsten in der Person Papst Johanns XXII. Zu dessen Charakteristik genügt der eine Zug bei seiner Ernennung zum Papste. Die italienischen, im Konklave sitzenden Kardinäle verlangten, daß der Papst seinen Sitz wieder in Italien habe. Davon sollte die Wahl Johanns abhängen. Man legte ihm die Frage vor: Ob er gesonnen sei, den Sitz der Kurie nach Italien zu verlegen? Er sagte: „Bevor

ich dieselbe nicht nach Italien verlege, werde ich weder Roß noch Maultier noch einen Wagen besteigen.“ Darauf wurde er gewählt. Der päpstliche Stuhl aber blieb in Avignon. Auf die Vorstellung, seinem Versprechen untreu geworden zu sein, erklärte er, es im Gegenteil gehalten zu haben: denn er ritt und fuhr keinen Schritt, sondern ging stets zu Fuß von seinem Palast in die Kirche und von der Kirche in seinen Palast. Das bezeichnet seinen Sophismus; seine Geldgier und sein Leben sind bekannt. Als Johann den Franziskanern befahl, das Gebot des heiligen Franziskus über die Armut anders auszulegen als ihr Stifter und der vorhergehende Papst Clemens V. es gethan, widersetzten sie sich, da sie sowohl ihrem Stifter wie Clemens V. Gehorsam geschworen hätten. Sie wurden als Ketzer verbrannt. Der Streit über die Armut dauerte auch unter Johanns Nachfolgern fort und so erlitten in Italien und in Südfrankreich im Zeitraume von 80 Jahren 114 Minoritenbrüder den Feuertod. Größer noch war die Zahl derjenigen, welche in furchtbaren Kerkern als Märtyrer ihrer Stiftungsregel starben. Mehrere Minoriten flüchteten zu Ludwig dem Bayern und gingen ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem gebannten Kaiser ein. Ihre Vorstellungen brachten es selbst dahin, daß der Kaiser einen Gegenpapst aus ihrer Mitte erwählte, Nikolaus V. Aber der Macht und Herrschsucht Johanns nicht gewachsen, ließ Nikolaus alsbald Ludwig den Bayer in Stich und pilgerte nach Avignon, um sich dem Papste Johann zu unterwerfen und sich mit ihm auszusöhnen. Die Versöhnung Johanns mit ihm bestand darin, daß er Nikolaus gefangen nehmen und in der Gefangenschaft sterben ließ.

„Diese Vorgänge verschlimmerten noch die Lage Lud-

wigs. Dazu die Kurfürsten, welche zu allen Zeiten nur ausnahmsweise ein deutschpatriotisches Gefühl hatten. Um teueres Geld und um den Preis eines Länderbesitzes verkauften sie dahin und dorthin ihre Stimmen. Ich glaube nicht, daß es einem Manne, selbst nicht Cäsar, dem größten Staatsmanne der alten Welt hätte gelingen können, der schmählichen deutschen Verhältnisse Herr zu werden. Während in Frankreich trotz aller inneren Streitigkeiten das Zusammenhalten gegen einen äußeren Feind die Regel war, hielten die Deutschen je nach ihrem persönlichen Interesse zum Feinde des deutschen Vaterlandes. Sie zersetzten die Kaiserwürde und schmälerten in ihrem Interesse des Kaisers Einkünfte in geradezu unwürdiger Weise. Die Päpste aber setzten sich die Aufgabe, Deutschland dadurch zu schädigen, daß sie die Kaiserwahl statt der erblichen Kaisersuccession einführten. Es läßt sich fast das Jahr bestimmen, in welchem das Verhängnis über Deutschland hereinbrach. Dasselbe währte von 1097 oder 1099, wie ich mich entsinne, bis 1870! In Frankreich kam es wohl auch zum Kampfe des Papstes gegen den König, aber da halfen alle Franzosen zum Könige. Die Juristen strengten hier Kopf und Federn an, um durch Rechtsgründe und Pamphlete den feindlichen Papst zu besiegen. Mit einer wahrhaft infernalischen Genialität nützten die Juristen des Königs von Frankreich für ihre Beweisführung die Korruption am Hofe Bonifazius' VIII. aus, der sich allerdings Blößen genug gab; die vereinten Bemühungen des Königs und seiner Rechtsgelehrten brachten es auch dahin, daß Philipp der Schöne siegte und Bonifazius unterlag. Von da an halfen Papst und König getreulich in Frankreich zusammen. — Aber in Deutschland!

Wenn ich eine Rückschau halte, und die neuesten Vorkommnisse im Reichstage bedenke, dann wird es mir, der ein deutsches Herz hat, oft traurig zu Mute. Lernen denn die Deutschen nie aus der Geschichte? Soll sich die traurige Zerrissenheit und die Schmach in Deutschland wiederholen?"

„Ich wollte mehr als einmal," fuhr er nach einer Pause fort, „die Geschichte Deutschlands als Thema meiner Rede in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften wählen, allein man drängte seitens der Akademie in mich, ja keinen Stoff zu nehmen, welchen die Kammer der Abgeordneten als klingende Münze aus meinem Beutel benützen könnte. Sie fürchtete, man würde möglicherweise den Etat der Akademie verkürzen und diese Schuld dürfte ich nicht auf mich laden. Meine Rede würde also der Saat das Cadmos gleichen, aus welcher gewaffnete Riesen erstanden. Somit wählte ich andere Themata und meine Wahl rief mitunter auch eine Rüge hervor, wie eine solche vor allem meiner angeblichen Bevorzugung der französischen Geschichte zu teil ward."

Das Gespräch ging auf Frankreich über und Döllinger erzählte: „Als Lord Acton im Jahre 1881 einen Wintermonat in Paris zubrachte, sprach er mit dem Minister des Auswärtigen, Barthelemy-St. Hilaire, dessen Beurteilung der damaligen politischen Lage merkwürdig ist. Er meinte, Frankreich werde in einen baldigen Krieg mit Deutschland verwickelt. Denn die Griechen gegen die Türken zu unterstützen, „c'est un point d'honneur pour la France," Österreich werde sein Reich bis an den Balkan erweitern wollen, Deutschland stehe in dieser Sache auf Seite Österreichs — damit sei das Losungswort zum Krieg ge-

geben! Wenn Gladstone am Ruder bleibe, helfe England zu Frankreich, bei Rußland stehe noch das Fragezeichen. Aber daß der Krieg alle Nationen in seinen Wirbel ziehe, sei ebenso sicher, als daß die sensationellen Angriffe in der deutschen Presse gegen Gambetta und gegen die jetzige Regierung Frankreichs auf Bismarcks Ordre geschehe, um das französische Ministerium zu untergraben und nützlichen Zwist zu streuen. —

In Hinsicht auf die Aussichten einer Kriegsverwickelung zwischen Deutschland und Frankreich war Döllinger im allgemeinen entschiedener Optimist. Es war im Frühjahr 1886, als ihn mein Mann in dieser Richtung interpellierte. Er lachte. „Wegen ein paar Artikel und einiger kriegslustiger Personen! Ich glaube nicht an den Krieg und es wäre auch das erstemal in der Geschichte, daß ein Krieg geführt würde, den nicht eine der dabei beteiligten Nationen wünscht. „Wir Franzosen sind ja gerade deshalb glücklich, Boulanger als Kriegsminister los zu sein," sagte dieser Tage ein angesehener Pariser, „weil wir den Krieg nicht wollen — wir haben nicht das Geld dazu; die Republik hat in so unverantwortlicher Weise damit gewirtschaftet, daß die Steuern auf eine unsinnige Höhe gestiegen, und wir in Handel und Ackerbau nicht mehr so billig produzieren können, wie die Ausländer. Wo nähmen wir das Geld zum Kriege her?" — Nun wird das Geld aber dennoch immer wieder bewilligt, weil es ein Schlagwort gibt, dem alles geopfert wird: „L'honneur de la France." Diese Ehre Frankreichs verlangt, daß man nach Tonking geht, Gut und Blut verliert, daß man sich auf einen Kriegsfuß stellt, der Frankreich und die übrigen Länder in ungeheuere Ausgaben

stürzt. Honneur und Gloire werden stets im Munde geführt und setzen alles durch in Frankreich, was aber nicht verhindern wird, daß sich die Franzosen denn doch einmal entschließen müssen, abzurüsten und ihre Revancheideen aufzugeben.“ —

Hingegen schien ihm im Dezember des Jahres 1887 die Lage der Außenwelt nicht dazu angethan, Heiteres und fröhlich Stimmendes prophezeien zu können. Denn er schrieb mir von München nach Erlangen: „Diesmal ist der weltpolitische Himmel so kohlschwarz mit finster drohenden Sturmwolken überzogen, daß sie bis in mein Studierzimmer hineinhängen und mich, der ich mich so gerne in die Vergangenheit versenken möchte, immer wieder gewaltsam in die trostarme Gegenwart und nächste Zukunft zurückreißen. Sie wissen ja, wie zuversichtlich ich sonst auf der Friedens-Schalmei zu blasen pflegte; aber das ist jetzt vorbei. Der gespannte Zustand wird immer unerträglicher und wir haben wirklich von seiten Rußlands uns auf das schlimmste gefaßt zu machen. Dort weit mehr als in Frankreich, liegt die Gefahr des Krieges; dort sind alle oder fast alle Parteien nach dem Kriege begierig, zum Teil aus ganz entgegengesetzten Motiven; des Kaisers persönlicher Wille ist unberechenbar und wird zuletzt wohl durch die mächtigere Strömung mit fortgerissen werden. — Das beste ist — und an diesen Nagel hänge ich die Hoffnungen, die mir noch übrig geblieben sind —, daß in Rußland Papiergeld mit Zwangskurs herrscht, die Silberrubel dort die Kunst besitzen, sich unsichtbar zu machen und auch wirklich schon seit Jahren diese Kunst so fleißig geübt haben, daß sie völlig verschwunden sind. Das gäbe beim Losbrechen eines großen Krieges eine Assignaten-

wirtschaft und diese würde raschen Schrittes zu der Katastrophe führen, welche eine sehr zahlreiche und rührige Partei dort herbeisehnt, zum Zusammenbruch des gegenwärtigen Regierungssystems. Die Lage, in der wir unserem nordöstlichen und westlichen Nachbar gegenüber uns befinden, erinnert mich an den Neger, der zwei Herren gehabt hatte und gefragt wurde, welcher von beiden denn der Schlimmere gewesen sei. Alle zwei sind schlimmer, gab er zur Antwort."

Auch über die innere Politik Frankreichs ist Döllingers Urteil charakteristisch. Er tadelte insbesondere den Gleichheitsdrang, welcher bei den Franzosen so stark ausgeprägt sei. „So wählt jetzt," meinte er, „die Mehrzahl der niederen Stände am liebsten ihresgleichen, nicht Höhergestellte an Geist und Stand, ins Parlament, wie die Engländer thun, für welche Wissen und Adel noch Autoritäten sind. Ote-toi que je m'y mette gilt auch in der französischen Kammer und geht soweit, daß ein Redner nur selten ungehindert fortsprechen oder aussprechen darf, weil ihn so und so viele andere ungeduldig unterbrechen, um selbst an die Reihe zu kommen. In England hält das Parlamentsmitglied ungestört seinen Vortrag, nur wenn etwas lächerlich darin ist, wird unbarmherzig gelacht. Und diese Waffe muß auch der Zuhörer haben, sonst würde er ohne Rettung der Langweile oder Verkehrtheit eines Schwätzers anheimfallen."

„Und doch kann dieses Feuer der Franzosen und ihre enthusiastische Beredsamkeit hinreißen," warf ich ein.

„Nur ergeht es einem wie jenem Mathematiker, der den Beifall des Publikums nach einer Oper mit den Worten unterbrach: „Aber ich bitte Euch, was kommt denn dabei

heraus." — Als sich eine Dame wunderte, daß unter Grévy alles so gut fortgehe, sagte Gambetta: „mais oui, Grévy est buveur, il est joueur, mais il est grave.“ Welches Licht werfen diese Worte auf eine Gesellschaft, die schon zufrieden, wenn einer nur ernsthaft ist! Ja, wenn sie den sittlichen Ernst darunter verstünde, der notwendig ist, um eine Republik zu halten. Aber die Franzosen machen aus ihren Staatslenkern eine Interessen-Assekuranz. Um als Minister gewählt zu werden, muß sich einer vorher verpflichten, die Wünsche seiner Wähler zu erfüllen; ist er am Ruder, so müssen seine Anhänger ihm zu Gefallen sein. Das ist ein Vertrag, auf welchem keine Republik dauernd bestehen kann. — In Nordamerika ist das gegenteilige Bild. Die Abkömmlinge der Angelsachsen, welche dort die Republik gründeten, waren aus Anhänglichkeit für ihre Religion, aus Festhaltung an alter Sitte, ausgewandert. Solche Leute, die ihres Gewissens wegen Vaterland, Hab und Gut zurücklassen, sind wohl dazu angethan, eine Republik zu bilden. Wegen der unsteten Religionsverhältnisse im siebzehnten Jahrhundert gingen die Getreuen dieses oder jenes Glaubensbekenntnisses nach Amerika, und mußten sich in gegenseitiger Duldsamkeit üben und erproben. Von diesem religiös-sittlichen Kapital der Eingewanderten zehren noch die jetzigen Generationen. Wie lange dies dauern wird, ob das Einströmen anderer Elemente von allen Seiten nicht schadet, ob das Verhängnis nicht einmal Einen herbeiführt, der die Republik umstürzt und sich zum Machthaber erhebt, kann man nicht bestimmt sagen, aber zu erwarten ist es."

Das Parteienwesen unserer Zeit erregte insbesondere in anbetracht der allgemeinen sozialen Verhältnisse ernste

Befürchtungen in Döllinger, denen er gelegentlich einen schärferen Ausdruck verlieh, als es sonst seine Gewohnheit war. „Die Sozialdemokratie umspannt mit einem Netze ganz Europa. In Rußland gährt der Nihilismus, droht und handelt die Umsturzpartei, Louise Michel haranguiert in Frankreich nebst ihren Konsorten, in Irland setzt der Arbeiter dem Arbeitgebenden die Pistole auf die Brust. Die Auswanderung ist ein heilsamer staatlicher Aderlaß. Hätten die Irländer das Geld dazu, so wäre der große Konflikt mit England beigelegt, und beiden Parteien wäre geholfen. — Es ist ein altes Gesetz, die Sühne folgt der Schuld. Statt Wissen und Kräfte darauf zu wenden, Übelstände abzuschaffen, zu verbessern und deren Folgen zu vermeiden, bekämpfen sich die Parteien in kleinlichem Hasse unter sich, ohne zu beachten, was um sie vorgeht, ohne Sinn für höhere Fragen, nur der armseligen Parteizwietracht lebend. Wir können wie Kaiser Franz I. sagen: „Mich und meinen Metternich hält es noch aus.“ Aber für die Jugend ist die Zukunft gefahrdrohend. Und die Revolution schreitet oft entsetzlich schnell — von heut' auf morgen, das lehrt Frankreich.“ —

* * *

Döllinger verfolgte die politischen Verhältnisse der gesamten Welt mit eindringender Aufmerksamkeit, aber er entfremdete sich dadurch nicht seinem Vaterlande. Er fühlte sich insbesondere mit ganzer Seele als Bayer. Döllinger war vom König Maximilian II. als lebenslängliches Mitglied der bayerischen Kammer der Reichsräte berufen worden. Bezeichnend für den politischen Standpunkt, den

er einnahm, ist u. a. ein Brief, den er am 28. Januar 1870 an meinen Mann richtete: „Noch unter dem Eindrucke der gestrigen Adreß-Verhandlung im Reichsrate stehend, erlaube ich mir, in der gegenwärtigen kritischen Lage unseres Landes einige Wahrnehmungen mitzuteilen. Die gestern angenommene Adresse der Reichsräte ist gegen das Ministerium, besonders gegen den Fürsten Hohenlohe gerichtet. Diesen will man um jeden Preis wegdrängen. Ich habe die Adresse der Reichsräte in Verbindung mit dem Reichsrate Haubenschmied angegriffen, und zwar hauptsächlich von dem Gesichtspunkt aus, daß damit die Rechte der Krone beeinträchtigt werden, und eine sogenannte parlamentarische Regierung, wonach der Monarch sich von der jedesmaligen, wenn auch wechselnden Kopfzahl-Majorität der Kammern neue Minister aufdringen lassen muß, angebahnt werde. Es ist klar, daß des Königs Majestät alle Ursache hat, die Kontinuität der gegenwärtigen Verwaltung zu bewahren, und nicht etwa ohne weiteres ein von der gerade in der Kammer überwiegenden Partei ihm präsentiertes neues Ministerium anzunehmen. So etwas ist in Bayern noch nicht vorgekommen und würde ein gefährliches Präzedens bilden. Mir scheint, je geringer die Veränderung im Personal des Ministeriums ausfällt, desto besser. Und nur keine diktierten Minister. Das ganze Land muß klar sehen, daß der König nicht gesonnen ist, sein souveränes Recht der freien Wahl seiner Minister sich entwinden zu lassen. Was Bayern vor allem bedarf, ist ein starkes, über den Parteien stehendes Königtum."

In der offensten Weise besprach er seine politische Vergangenheit: „Sie haben recht, daß ich ehemals den

Ruf hatte, ein ultramontaner Politiker zu sein; aber eigentlich wurde ich dazu doch mehr von meinen Freunden geschoben, als daß ich es freiwillig ward. Z. B. sträubte ich mich geradezu, in die Kammer der Abgeordneten zu treten. Der Minister Abel ließ jedoch keinen meiner Gegengründe gelten, ich mußte Kammermitglied werden, und war wohl der Einzige, der froh war, als König Ludwig I. meiner Kammerthätigkeit ein Ende setzte."

„Weshalb wurden Sie eigentlich im Jahre 1847 der Professur enthoben, Herr Reichsrat?"

„Diese Enthebung hängt mit einer eigentümlichen Geschichte zusammen. Meine Freunde, Görres, Philipps, Moy ꝛc. ꝛc., bildeten unter Abel eine starke Partei, standen aber isoliert an der Universität und hatten keine Gemeinschaft mit denjenigen Professoren, die politisch oder religiös anderer Gesinnung waren. Der Sturz dieser Partei wurde durch die Neugierde einer Dame veranlaßt. Das damalige Ministerium, das die Übergriffe der Lola Montez einsah und das Verderben in Erwägung zog, das König und Land bedrohte, beschloß insgeheim, eine Denkschrift an König Ludwig I. zu richten, in welcher der König um die Entfernung der Lola Montez, mit Auseinandersetzung und Begründung dieses Wunsches, demütigst gebeten wurde. Die Schwester eines Ministers hörte flüstern und munkeln, und entdeckte eines schönen Tages, von Neugierde getrieben, die Denkschrift. Sie teilte dieselbe im tiefsten Vertrauen ihren intimen Freundinnen mit, diese lasen gleichfalls, ganz verschwiegen, die Schrift, und nachdem das wichtige Dokument wieder fest in der Schublade lag, erschien plötzlich dessen Inhalt, man wußte nicht wie, nicht woher, in der Zeitung.

Die Panik der Minister war groß, des Königs Unwille noch größer. Er glaubte an Verrat, und sah es als Majestätsverbrechen an, eine derartige Denkschrift erscheinen zu lassen. Es half kein für und kein wider, das Ministerium wurde abgesetzt. Die Anhänger desselben flogen nach allen Windgegenden, auch ich, der von der Universität als Kammermitglied ganz gegen meinen Wunsch gewählt worden, mußte auf des Königs Geheiß austreten. Unterdessen ging der Volkssturm vor dem Lolahause los, der König war aufs höchste entrüstet. Fürst Wrede trat vor die Front, argumentierte, die Monarchie sei in Gefahr, gegen solchen Aufruhr gäbe es nur ein Mittel, mit Kartätschen unter die Menge zu schießen. Er wurde schleunigst zum Minister ernannt. Da aber der Anprall gegen die Favoritin zu mächtig wurde, mußte Lola flüchten, und ihre Freunde wurden verfolgt. Der Kartätschenminister, wie man Wrede nannte, hatte nach der Herrschaft von einigen Stunden sein Portefeuille wieder niedergelegt."

Döllinger wurde 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt, förderte in Mainz die Gründung des „Katholischen Vereines Deutschlands", wohnte in Würzburg der Versammlung der Bischöfe bei, und wurde bei seiner Zurückkunft nach München von König Maximilian II. 1849 als Professor der Theologie rehabilitiert. Mehrere Jahre später ernannte ihn der König zum Ritter des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft und berief ihn in das Kapitel desselben. — — — — —

Aus der Regierungszeit des Königs Maximilian II. erzählte uns Döllinger einmal auf dem Spaziergang folgenden Vorgang, der nicht nur an sich interessant ist, sondern

auch wegen der vorurteilsfreien Weise, mit der Döllinger in dieser seiner Erzählung über den Erzbischof Scherr urteilt, von dem er selbst doch so wenig Gutes erfahren hatte. „Die Unzufriedenheit der Kammern mit den Ministern, namentlich mit dem Graf Reigersberg, hatte sich im Jahre 1859 fortwährend in der unangenehmsten Weise gesteigert. Da riet man dem Könige Maximilian II. als sicherstes Mittel, einen Staatsstreich zu machen, damit die politischen Wühl- und Hetzereien ein Ende nähmen. Der König, der dieses Projekt nicht billigte, wurde noch durch Scherr in seiner Ansicht durch die Worte bestärkt: „Majestät haben die Verfassung beschworen, ein Staatsstreich wäre ein Bruch derselben.“ Maximilian II. that damals den schönen Ausspruch: „Ich will Friede haben mit meinem Volke.“

„Übrigens,“ fuhr Döllinger fort, „sind nicht alle geistlichen Räte so gewissenhaft. Die Päpste lösten in früheren Zeiten vielmehr manch habsburgischen, bayerischen und französischen Fürsteneid. Wie weit dies ging, ersieht man aus einem Aktenstücke, in welchem sich die protestantischen Fürsten von den katholischen unterschreiben ließen, „ihre eidlichen Abmachungen nicht durch päpstliche Lösung null und nichtig zu machen.““

Die Veröffentlichung einiger Briefe, die König Ludwig II. anläßlich der Erklärung Döllingers gegen das Unfehlbarkeitsdogma an diesen gerichtet hatte, durch Professor von Schulte in dessen 1886 veröffentlichtem Buche über den Altkatholizismus hatte Döllinger veranlaßt, in der Allgemeinen Zeitung eine Erklärung zu veröffentlichen, worin er sich an der Publikation dieser Briefe unschuldig erklärte.

„Haben Sie meine Erklärung in der Allgemeinen Zeitung gelesen?“ fragte uns Döllinger, nachdem wir uns vor seinem Hause begrüßt hatten, um zusammen spazieren zu gehen.

„Jawohl, wir dachten auch sogleich bei der Lektüre der Briefe, die in den Münchner Neuesten Nachrichten abgedruckt waren, daß Sie unschuldig an der Publikation derselben sind.“

„Nun natürlich, das wäre ja im höchsten Grade taktlos von mir gewesen und ein Bruch jeder Discretion. Die Sache verhält sich nämlich so: Justizrat von Schulte wohnte damals bei mir, wir besprachen sehr fleißig alles, was sich auf den Altkatholizismus bezog und ließen uns gegenseitig die darauf bezüglichen Schreiben lesen. Schulte nahm des öfteren die an mich gerichteten Briefe in sein Zimmer und machte sich, ohne daß ich es wußte, Abschriften von denselben. So auch von dem Schreiben des Königs Ludwig II. an mich. Ich war deshalb ganz erstaunt, als ich diese Briefe abgedruckt sah, und erhielt von Justizrat von Schulte die Erklärung, ich möchte doch seine Handlung entschuldigen, er habe hin und her überlegt, ob er mich wegen der Bekanntmachung der Briefe bitten solle oder nicht, die Sache aber kurzweg dahin entschieden, daß er, ohne zu fragen, nach Gutdünken handle, da ich ihm doch nur seine Bitte abschlagen würde, und die Wichtigkeit der Briefe für den Altkatholizismus seine Unbescheidenheit gänzlich entschuldige. Schulte ist etwas rücksichtslos, aber ich halte viel auf ihn, denn er gehört jedenfalls zu den vier bedeutendsten Theologen, die wir jetzt in Europa besitzen. Er ist sehr gescheit

und unterrichtet, sein Buch ist geschichtlich merkwürdig und wird viel zur Klärung in dieser Sache beitragen. Ich schwieg bisher über diese Briefe und über des Königs Ansichten, aber nun, da sie schon veröffentlicht sind, kann ich ja auch sagen, daß ich damals stark durch König Ludwig II. in Versuchung geführt wurde, da der Monarch meinte, ich könnte trotz der Exkommunikation fortfahren die Messe zu lesen. Ich sagte dem König, ich dürfe dieses seinethalben nicht thun, und auch meinethalben nicht, da eine derartige Auflehnung gegen Papst und Kirche zu traurigen und ernsten Konflikten führen müßte."

Weder die Aufmunterung noch die gleich darauf erfolgte Zurückstoßung von seiten des Monarchen vermochten Döllingers Anhänglichkeit und Gleichmut zu ändern. Döllingers Sinnspruch war: „Nil temere, nil timide," und er ist in seine Handlungen übergegangen.

Gladstone nennt Döllinger den Deutschesten der Deutschen, und Döllinger selbst offenbart seine Liebe zu Deutschland und die hohe Stellung, die dasselbe im Kulturleben der Völker einnimmt, durch die schönen Worte in seiner Festrede zur vierhundertjährigen Stiftungsfeier der Universität München (gehalten am 1. August 1872): „Deutschland ist das geistige Zentrum, welches alle weltbewegenden Ideen entweder erzeugt oder doch an sich zieht, verarbeitet und wieder ausströmt; es ist das Schlachtfeld, auf welchem alle großen Geistesschlachten geschlagen werden. Es gibt kein Volk auf Erden, welches dem deutschen gleich käme an Allseitigkeit, an der Gabe, das Fremde zu seinem Eigentum umzubilden; und dieser Leichtigkeit des Aneignens geht doch

wieder die zähe Beharrlichkeit des stillen, jahrelangen Forschens und die schöpferische Kraft des ureigenen Hervorbringens zur Seite. — In höherem Grade als jedes andere Volk sind die Deutschen in der modernen Welt gleich den Griechen in der alten, zum Priestertum der Wissenschaft berufen. Und sie haben diesem Berufe keine Unehre gemacht.“

IX.

Döllingers Verhältnis zu Litteratur und Kunst.

Döllinger hatte ein warmes Gefühl für die Kunst, und wenn auch sein Gesang beim Hochamte kein Ohrenschmauß für die Andächtigen gewesen sein soll, so war es nur, weil ihm die Stimme mangelte, nicht aber der Sinn für Musik. Denn man mußte ihn nur in einem hiesigen Oratorienkonzerte gesehen haben, welches er nie versäumte, um überzeugt zu sein, daß er mit wahrer Innigkeit den Melodien eines Bach, Händel, Haydn, Beethoven lauschte, und durch sie in eine gehobene Stimmung geriet. Eine Klaviersonate von Mozart, das von demselben komponierte Lied „Das Veilchen", gefielen ihm ungemein, und einen Kirchengesang von Paläſtrina oder von Bach zählte er zu den edelsten Genüssen auf dieser Erde. Die Erzeugnisse der Dichtkunst aller gebildeten Völker hatte er in sich aufgenommen, und mit demselben Verständnis, mit dem er diesen oder jenen Psalm herzusagen wußte, recitierte er auch die Gesänge des „herrlichen Homer" oder Scenen aus Tragödien griechischer Klassiker. Er freute sich, daß hier Ödipus wieder im Theater zur Aufführung kam. „Denn ergreifend

hat Sophokles das Gesetz bewahrheitet: „der Väter Schuld rächt sich an den Nachkommen,“ und ohne weiteres zitierte er meinem Mann die bezüglichen Stellen in griechischer Sprache und übersetzte sie mir hierauf. Dann gedachte er einer Horaz'schen Ode, oder wenn das Gespräch darauf sprang, teilte er etwas aus Miltons Paradies mit, aus Tassos befreitem Jerusalem, aus Ariosts rasendem Roland, und wie die Werke alle heißen, die er in seinem Gedächtnis aufgespeichert hatte. „Man muß häufig über schlüpfrige und derbe Witze bei Aristophanes hinüberspringen, aber da und dort ist sein Humor von zündender Wirkung,“ sagte er, und unvergeßlich ist mir, wie er uns „die Ritter“ referierte und die griechischen politischen Verhältnisse so klar auseinander setzte, als seien es unsere Tagesfragen, um die es sich in denselben handelte.

Bisweilen zog er Parallelen zwischen den alten Klassikern und Shakespeare, denn er war einer der gründlichsten Shakespeare-Kenner. Er erzählte, daß er durch ihn zur Erlernung der englischen Sprache gelangt sei. „Ich wollte als Knabe diesen großen Dichter in der Ursprache lesen; aber in Würzburg gab es weit und breit keinen englischen Lehrer. Da fiel mir das Schottenkloster ein, dasselbe war auf den Aussterbeetat gesetzt und beherbergte nur mehr einige Brüder. Ich trug dem einen derselben meine Bitte vor; er war ein alter Mann, betrachtete mich erst stillschweigend und sagte dann, er wolle mich englisch lehren. Der Unterricht begann am nächsten Tage und wurde von seiten des Lehrers wie des Schülers voll Ernst betrieben. Bald darauf las ich Shakespeare in der Ursprache und wie begeisterte ich mich für seine Helden. Eines Tages bat ich meinen

Schotten um eine Biographie der Maria Stuart. Der Klosterbruder erlaubte mir, in der Bibliothek danach zu sehen und ich ging seelenvergnügt, den Band „Schottische Geschichte“ unter dem Arme, nach Hause. Ich blätterte und blätterte, las und las und fand keine Maria Stuart. Natürlich klagte ich dem Mönche meinen Verdruß. Er schlug sich an die Stirne, indem er mich aufklärte, ein verstorbener Bruder habe einst bei der Lektüre der Maria Stuart, entrüstet über die Lästerungen des Verfassers, das Kapitel herausgerissen und vernichtet!“

„Einer meiner ersten litterarischen Freunde,“ erzählte uns Döllinger bei einer anderen Gelegenheit, „war Voltaire. Ich las ihn, als ich zehn Jahre alt war; mein Vater überließ mich in der Lektüre ganz meinem eigenen Ermessen, besonders im Französischen, in welcher Sprache er viele Bücher besaß. Ich fand „Les romans de Voltaire“ ebenso harmlos wie ich selbst harmlos war, später beurteilte ich freilich diese Erzählungen etwas anders.“

Und wie lebte Döllinger auf, wenn man von Cervantes’ Don Quixote sprach, er wußte jedes Abenteuer und jede Redensart des Windmühlen-Ritters, „der Lachen und Thränen zugleich entlocken kann.“

Dadurch war Döllingers Unterhaltung so merkwürdig, weil ihm alles geläufig und gegenwärtig war, jedes klassische und jedes moderne Meisterwerk, jede mittelalterliche Sage.

Wir sprachen einmal von Klemens Brentano; Döllinger gab augenblicklich Belege der tiefen Poesie und der Absonderlichkeiten, die dessen „Gründung Prags“ enthält. Und dann knüpfte er die Geschichte daran und berichtigte, daß man nur immer zuhören wollte. Bei einem Romane

von Walter Scott hob er alle Feinheiten hervor, ging auf die historischen Thatsachen ein und erzählte so spannend, daß seine Erzählung jede Dichtung an fesselndem Interesse weit übertraf. Scotts Ivanhoe, den er in seiner Jugend gelesen hatte, erregte zuerst seine Teilnahme an dem Schicksal der Templer, welchen Gegenstand er bekanntlich als Thema für seinen letzten Akademie-Vortrag gewählt hat. Sowohl den ersten wie den zweiten Teil von Goethes Faust wußte er großenteils auswendig. „Wie schlecht," sagte er, „die Wissenschaften zu Goethes Zeit bestellt waren, wissen wir. Goethe schilderte seinen Wissensdrang und seine Unzufriedenheit mit den damaligen Zuständen wesentlich im Faust. Die demselben zu Grunde liegende Idee ist großartig, aber die Stelle:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst Du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehn"

mißfällt mir, wegen der Unlogik." —

Auch die Malerei übte ihre Anziehungskraft auf ihn aus. Oftmals besuchte er die alte Pinakothek, die Kunst-Ausstellungen, die Schleißheimer Gallerie. Sein Liebling war van Eyck, die fromme Innigkeit, die dieser Künstler in seine Heiligen legte und das Reizvolle in den Landschaften begeisterten Döllinger. Er betrachtete ein ihn ansprechendes Bild stets so eingehend, daß er es in seine Seele aufnahm, und kam zufällig die Sprache darauf, so bekundete er die ihm aufgefallenen Vorzüge bis in jede Einzelheit.

So erzählte er uns von einem Bilde, das eine Kerkerszene aus der französischen Revolution darstellte, und das er vor vielen Jahren in einer Ausstellung zu Paris gesehen

hatte. „Es machte einen so großen Eindruck auf mich, daß ich es noch auswendig weiß: Eine Kerkerhalle, in welcher Frauen und Männer aus vornehmem und geringem Stande mannigfaltigst gruppiert waren, indeß ein Wärter aus einer Liste die Namen der zum Tode Verurteilten herunterlas. Die Stellungen und Beziehungen, der Gesichtsausdruck der Betroffenen und der Nichtbetroffenen waren erschütternd gemalt und haben sich mir aufs tiefste eingeprägt. In jener Schreckenszeit kamen die merkwürdigsten Verhältnisse vor, Liebesszenen, Beispiele von edlem Heldenmut und wieder von Cynismus, von Schwärmerei und Sinnlichkeit. Die Menschen griffen zu allem, um sich in ihrer entsetzlichen Lage zu betäuben. „Nous avons tous quatre-vingts ans“, war das geflügelte Wort der Gefangenen und sie erlaubten sich allerlei Zärtlichkeiten und soziale Freiheiten.“ — Einem französischen Drama „L'Abbesse de Jouarre“ von Ernst Renan liegt ein solches Liebesverhältnis zu Grunde: Die vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilte Äbtissin überläßt sich in der Nacht vor ihrer Hinrichtung den Liebkosungen ihres langjährigen Anbeters, dem sie in keuscher Liebe bis dahin zugethan war. Ein einflußreicher Offizier, der ihrer Verurteilung beigewohnt hatte, war von ihrer Schönheit so bezaubert, daß er die Aufhebung ihres Todesurteils bewirkte. Die Arme ward trotz ihres Flehens und eines Selbstmordversuches in Freiheit gesetzt, während ihr Geliebter das Schaffot besteigen mußte. Sie wurde Mutter und fristete fortan mit den niedrigsten Dienstleistungen ihr und ihres Kindes Leben. Sieben Jahre darauf heiratet sie der Offizier, der ihr das Leben gegen ihren Willen gerettet, und ihr zugleich damit den Kelch der bittersten Erfahrungen ge-

reicht hatte.“ „Ich finde die Dichtung geistvoll“, sagte Döllinger, „und voll Eleganz, ich bewunderte oft die feine Charakteristik darin, aber der Gegenstand ist doch bedenklich, und am Schlusse sagt man sich, es wäre besser, das Stück wäre ungeschrieben.“ — „Die Liebesbeziehungen zwischen Märtyrern und Märtyrerinnen, die neulich in einer Zeitung angedeutet waren, sind Dichtungen, und ich wüßte kein historisches Beispiel, auf welches eine solche Behauptung Bezug haben könnte. Auch das Liebesverhältnis, das zwischen dem heiligen Cyprian und der heiligen Justina bestanden haben soll, ist Erfindung und jeder Gelehrte weiß dies. Das diesbezügliche herrliche Gemälde im Belvedere zu Wien habe ich im Kupferstiche besessen und es hing lange in meinem Arbeitszimmer.“

Seinem Wesen gemäß, das bei allem mehr auf den Kern als auf die Schale sah, zog ihn auch bei der Malerei der Inhalt mehr an als die Form. Es ist bezeichnend für Döllinger, daß er bei seinem Nekrologe auf den Domkapitular Professor J. Sighart hervorhebt, es sei ein Vorzug, daß Sighart in seiner Geschichte der bildenden Künste im Königreich Bayern „die Geschichte der künstlerischen Ideen in jeder Epoche behandelt und nicht mit einer bloßen Geschichte der Formen sich begnügt hat.“*)

„Gegen Peter von Cornelius,“ teilte er uns einmal mit, „drückte ich energisch mein Mißfallen aus über die grobsinnliche Darstellungsweise der Dreifaltigkeit: denn Gott Vater als Greis mit langem, grauem Bart, Christus als Jüngling und den heiligen Geist als eine ganz realistische

---

*) Akademische Vorträge von J. v. Döllinger II. S. 160.

Taube zu versinnbildlichen, ist unwürdig und dieser Materialismus zieht die hohe, geistige Idee der Dreieinigkeit, die nicht dargestellt werden soll, herab. Cornelius widersprach mir und wir diskutierten lange darüber. Er war zu sehr Maler, um mir beizustimmen und wollte die nun einmal eingebürgerten Gestalten aufrecht erhalten. Somit blieb jeder bei seiner Meinung, wie es so oft bei einem Streite geschieht." —

„Eines Tages," erzählte er uns ein anderes Mal, „kam Peter Heß in großer Eile und Aufregung zu mir. Er hatte von König Ludwig I. den ehrenvollen Auftrag erhalten, die Bonifaciuskirche auszumalen und sollte alsbald dem Könige die Skizzen unterbreiten. „Raten und helfen Sie mir, lieber Döllinger, und schreiben Sie mir die Begebenheiten aus dem Leben des Heiligen auf. — Ich schrieb sie ihm sogleich nieder. Peter Heß skizzierte sie, und der König war entzückt über die Wahl der Episoden und über die rasche Ausführung seines Willens."

„Und ohne es zu wollen, wurde ich der Urheber des Bildes von Wilhelm von Kaulbach: „Der Inquisitor Don Pedro Arbues de Epila". Der Gegenstand ist geistreich behandelt, wie immer bei Kaulbach, aber Entsetzen erregend. Als ich nämlich erfahren hatte, man denke in Rom daran, Arbues heilig zu sprechen, entrüstete mich die Kanonisation eines Menschen, der so viel Greuel auf der Seele hatte, und ich schrieb mehrere Zeitungsartikel über die Inquisition, in der Hoffnung, sie würden davon abhalten!*) Darin entwarf ich eine Skizze der ge-

---

*) Diese Aufsätze waren unter dem Titel „Rom und die In-

schichtlichen Entwickelung des Instituts der Inquisition, und schilderte alsdann Arbues, der sich in Saragossa den Beinamen eines „acerrimus persecutor haeresium“ verdiente. Seine Thätigkeit als Inquisitor währte vom 4. Mai 1484—15. Sept. 1485; in der Ausübung seines Amtes zog er sich solchen Haß zu, daß er von Johann de Labadia, dessen Schwester er zu schimpflichem Tode verurteilt hatte, und Johann Sperandius, dem er den Vater in den Kerker geworfen, nachts in der Kirche überfallen und die Todeswunde empfing. Llorente gibt an, daß mehr als 200 Menschen zur Sühne für Arbues hingerichtet und noch weit mehr in den Kerker geworfen wurden. Für den Geist, in dem diese Artikel gehalten sind, ist folgende Stelle bezeichnend: „Innocenz XI., durch viele Tugenden ausgezeichnet und darum der Kanonisation selbst für würdig erachtet, die aber für ihn so wenig wie für den Bischof Palafox von Mexiko wegen der Umtriebe der Jesuiten, deren Gegner sie waren, durchgesetzt werden konnte, nahm während seines Pontifikats keine einzige Kanonisation vor, und mahnte, mit derselben überhaupt sparsam und sorgfältig zu Werke zu gehen. Statt dieser weisen Ermahnung zu folgen, müssen wir nun im Gegenteil erleben, daß man selbst die unheimlichen Gestalten der Inquisition als leuchtende Vorbilder christlicher Gesinnung und That auf die Altäre stellt. Wäre es nicht dem Sinne des Evangeliums angemessener, wenn man vielmehr

---

quisition“ und „Arbues“ im J. 1867 in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung erschienen, und sind neuestens wieder abgedruckt in den von Professor Reusch nach Döllingers Tode herausgegebenen „Kleinen Schriften“ (Stuttgart, J. G. Cotta 1891).

eine feierliche Abrogation der Inquisition bei dem demnächstigen großen Kirchenfest in Rom vornehmen würde."

„Die Artikel," meinte Döllinger, „erregten zwar viel Aufsehen in Rom, halfen aber nichts. Arbues' Heiligsprechung wurde aufs festlichste daselbst begangen. Obgleich ich jene Aufsätze ohne Namen und aus Franken datiert, einschicken ließ, da ich nicht auf München lenken wollte, so erkannte man mich doch alsbald als den Verfasser. — Kaulbach hatte sich, wie er mir sagte, den von mir geschilderten Arbues zurecht gelegt, und hat ihn dann in der drastischsten Weise ausgeführt."

Bei Karl von Pilotys bekanntem Bilde: „Die Märtyrerin" bedauerte er lebhaft die historische Untreue, daß heidnische Priester an einer Toten vorüberzogen. „Denn," sagte er, „bei den Römern und Griechen galten Leichname für besonders verunreinigend. Wer daher einen Toten berührt, ja nur in dessen Nähe sich befunden hatte, pflegte erst nach vollzogener Reinigung einen Tempel zu betreten oder eine heilige Handlung vorzunehmen. Direktor von Piloty war wegen dieses Bildes bei mir gewesen, ich teilte ihm alle Bräuche mit, und bezeichnete ihm die auf Märtyrer bezüglichen Akten, allein Künstler sind unberechenbar; auch Piloty kehrte sich hier nicht an die historische Wahrheit." — —

Für einen jungen Künstler, der ein Bild aus der spanischen Geschichte malen sollte, gab Döllinger mir einst folgenden Vorwurf: „Der Kardinal Portocarrero beredet den kranken, sterbenden Karl II., König von Spanien, das Testament zu unterzeichnen, welches den Enkel Ludwigs XIV., Herzog Philipp von Anjou, zu seinem Thronerben und Nach-

folger einsetzt. Der König, ein mit 36 Jahren schon greisenhaft aussehender Schwächling. Im Zimmer des Königs Heiligenbilder und Reliquienkästchen in Menge, dahin gebracht aus den Kirchen in Madrid. Mit dem Kardinal waren noch zwei Beichtväter gegenwärtig (in Mönchstracht), die einigermaßen noch sichtbar sein sollten. Der Kardinal, der vornehmste Mann des Reiches, war 65 Jahre alt, herrschsüchtig, bis zur Leidenschaft ehrgeizig, und fühlte sich dem hilflosen, unglücklichen König gegenüber als der Mann, in dessen Händen das Schicksal Spaniens lag. In dem Antlitze des Königs sollte die bekannte Eigentümlichkeit des habsburgischen Hauses (Formation der Mundwinkel) erkenntlich sein." Das Bild wurde leider nicht ausgeführt.

Im November 1884 hatte der Stiftsprobst eine Einladung zu Lenbach ins Atelier erhalten, da die damalige Kronprinzessin von Deutschland Döllinger kennen lernen wollte. Natürlich leistete er Folge. Die Anwesenden in dem wie eine Schatzkammer mit Kunstwerken aller Jahrhunderte angefüllten Raume boten ein interessantes Zeitbild; die hohe Fürstin, welche noch ohne Ahnung des ihr bevorstehenden schweren Schicksals, voll Heiterkeit war, Lenbach, dessen Gesichtsausdruck oft jählings von der Begeisterung zum Sarkasmus überging, der greise Döllinger mit seinem merkwürdigen Blick, der so kalt und dann wieder so lebensprühend sein konnte, — sie alle um Bismarcks Porträt gruppiert, das der Künstler im Auftrage des Papstes für die vatikanische Gallerie gemalt hatte. „Wie viel muß geschehen sein, daß der Papst sich Bismarck bestellt," sagte die Kronprinzessin, welche nach Döllingers Ausspruch von seltener Begabung und Leutseligkeit ist. Die Fürstin unter-

hielt sich eingehend über die Kunst und sprach mit Döllinger über seine gegenwärtige Arbeit.

Döllinger und Lenbach hegten gegenseitig Verehrung für einander. Verschieden im Alter, im Beruf, in der Geistesrichtung und in der Lebensart, hatten sie gemeinsam die Liebe zur Wahrheit, den geistigen Inhalt und die schöne Form, die den Werken des großen Gelehrten und des großen Künstlers eigen sind. Durch eine schon aus der Kindheit stammende Tradition, und durch alltägliche Urteile daran gewöhnt, sich häßlich nennen zu hören, hatte Döllinger auch mit großer Bescheidenheit die Überzeugung gewonnen, er sei häßlich. Es erregte somit oftmals sein humoristisches Erstaunen, daß Lenbach etwas anderes in seinen scharf geschnittenen Zügen fände, als ein garstiges Gesicht. Wiederholt malte ihn dieser und stets in genialer Weise.

Einmal sollte die Sitzung an einem Freitag stattfinden. Döllinger schrieb mir deshalb: „Lenbach überredete mich, ihm zu versprechen, daß ich am Freitag ihm sitzen wolle. Ich soll nämlich — nur er weiß warum — noch einmal gemalt werden; jetzt erst, sagt er, sei er hinter das rechte Mysterium meiner Physiognomie gekommen, und nun erst solle das ganz adäquate klassische Porträt für Mit- und Nachwelt zu stande kommen. Ich sehe Sie lachen, aber es ist ihm voller Ernst, und er hat mich vorläufig photographieren lassen, wobei ich natürlich nicht lachen durfte. Hintennach fiel mir ein, daß der Freitag Ihr Tag sei — zu ändern ist nichts mehr, und ich stehe wie Buridans Grauthier zwischen zwei Heubündeln. Ich kann Ihnen nur Kompensation anbieten, wenn Sie sie wollen. Am Samstag bin ich frei.“

Gabriel Max hat vor mehreren Jahren Judas in dem Momente gemalt, in dem er sich voll Verzweiflung über seinen Verrat erhängt. Wie in der Legende ist der Strick gerissen, und der Verräter bleibt halb erdrosselt in den Baumzweigen stecken; Raben umkreisen das Haupt des Halbtoten. „Im zweiten Jahrhunderte nach Christus," bemerkte Döllinger, „gab es eine andere Version, nach welcher Judas Christus viele Jahre überlebte, und so fett wurde, daß er nur mehr im Wagen von der Stelle kommen konnte."

Die von demselben Künstler herrlich gemalte Katharina Emmerich regte ihn zu folgender Mitteilung an: „Nachdem Brentano in der Liebe und Ehe allerlei Abenteuer überstanden, warf er sich in den Mystizismus, und setzte sich 2 Jahre in ein westphälisches Dorf vor das Landmädchen Katharina Emmerich hin, um deren Visionen aufzuschreiben. Nachdem er mir einiges von dieser Stygmatisierten erzählt, hatte ich auch den Schlüssel zu deren Erscheinungen, was ich beispielsweise durch folgendes beweisen möchte. Unter Philipp IV. von Spanien machte das von einer Nonne geschriebene Buch „die heilige Stadt" großes Aufsehen. Die Nonne war Franziskanerin, und lebte derart in den damaligen Anschauungen ihres Ordens, daß sie die Verehrung Marias zu einem schwärmerisch überspannten Kultus trieb: Wunsch und Absicht dieser Anhänger und Anhängerinnen des hl. Franziskus gingen dahin, die unbefleckte Empfängnis Marias zu einem Dogma zu erheben. Sie ahnten nicht, daß ihr Verlangen nach 200 Jahren durch Pio IX. erfüllt werden würde. Brentano las dieses Buch, fand manche Stellen geradezu unwürdig und übertrieben, z. B. daß man die Erlösung des Menschengeschlechtes

von der Erbsünde hauptsächlich der Mutter Gottes zuschrieb, indes er andere wegen ihrer Schönheit und Wahrheit bewunderte. Er teilte sein Urteil der Katharina Emmerich mit, erzählte ihr ausführlich die Aufzeichnungen der Nonne, und war begierig, wie seine Stygmatisierte die Sache aufnähme. — Zu Brentano's größter Verwunderung berichtete ihm seine Vertraute einige Tage später, sie habe eine merkwürdige Vision gehabt: Sie habe die „heilige Stadt" vor sich ausgebreitet gesehen, und da seien gerade die Stellen, welche Brentano in dem Buche gut geheißen habe, im hellsten Lichte gestanden, während die übrigen im Finsteren, kaum mehr zu lesen waren. Dann habe sie einen großen Tempel geschaut, an dessen Eingang zur Rechten und zur Linken Heilige und Engel stunden. Die Pforte war aber so schmal und eng, daß Maria, die in den herrlichen Tempel eintreten wollte, nur durch die Hilfe der Franziskaner, welche sie hineinschoben, ihren Wunsch erreichen konnte. — Brentano fand nicht heraus, daß Katharina Emmerich seine Erzählungen ihrer weiblichen Auffassung angepaßt und dann als Vision wiedergegeben hat."

Außer den Porträten überliefern uns auch vielfache Kupferstiche, Radierungen, Photographieen und Büsten Döllingers äußere Erscheinung. In Bezug auf eine derartige Bildhauerarbeit schrieb mir am 4. August 1887 Döllinger von Tegernsee aus: „Gegen 15 oder 16 Stunden habe ich opfern müssen, indem ich dem hier weilenden Künstler Herrn Hildebrand für eine Büste saß oder stand, das habe ich mir durch meine alte Schwäche, gegen weibliche Wünsche allzu nachgiebig zu sein, zugezogen: doch tröstet mich einigermaßen die allgemeine Versicherung, die Büste sei ein echtes Kunstwerk."

Der Bildhauer Kopf in Rom meißelte meisterhaft Döllingers Büste für den Bibliotheksaal der Freifrau v. Cramer-Klett. Julius Zumbusch hatte eine Medaille Döllingers gefertigt, welche die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften ihrem Präsidenten zu seinem 91. Geburtstage zu überreichen gedachten. Aber die Ehrengabe, die Döllinger hätte erfreuen sollen, ist nun durch sein Dahinscheiden eine Denkmünze für die Nachwelt geworden.

X.

Schluß.

Es war im Dezember 1889. Döllingers Gesundheit nahm ab, auf Anordnung des Arztes sollte er statt der Nachmittags- und Abendspaziergänge Mittagsspaziergänge unternehmen. Er schrieb mir deshalb: „Mit Vergnügen bin ich bereit, meinen Mittagsspaziergang in Eisenhart'scher Begleitung zu machen (wäre ich nur auch körperlich eisenhart!). Ich werde Sie morgen bis zehn Minuten nach zwölf Uhr erwarten."

Donnerstag zwölf Uhr.

Es war unser letzter Spaziergang; mein Mann war durch eine Sitzung abgehalten, so gingen wir zwei bis Schwabing und zurück. Er atmete etwas schwerer, aber sein Geist war frisch und liebenswürdig wie immer. „Wie schön ist der heutige Tag und wie wohlthuend leuchtet die Sonne. Und doch ist dieses Licht nur der Schleier oder die Larve von dem Lichte, vermittelst dessen Gott von den geschaffenen Wesen gesehen werden kann, wie es Dante in dem Paradies beschreibt. Es wird allgemein angenommen, die Hölle sei das schönste in der göttlichen Komödie, aber welche Fülle von Schönheit enthält das Purgatorio und das Paradiso!"

Wir waren bei seinem Lieblingsthema angelangt, denn Dante war nicht nur der Dichter, den er am meisten bewunderte, er war sein Geistes-, gewissermaßen sein Schicksalsverwandter. Mit ihm teilte er die hohe Anschauung von Kirche und Theologie, und Dante verkörperte ihm im Paradies den Priesterstand, wie ihn Döllinger in seiner edelsten Ausbildung aufgefaßt.

„Die Frauen," sagte er, „müßten eigentlich Dante zu ihrem Lieblingsdichter erwählen, denn so ritterlich wie er, war weder vorher noch nachher ein Dichter gegen sie. Er versetzte ein einziges weibliches Wesen in die Hölle, die Franziska da Rimini, und diese ist noch so ziemlich zufriedengestellt, da sie nie von ihrem Geliebten getrennt werden wird. Um so schlimmer ergeht es den Männern, besonders den beiden Päpsten."

„Ich wundere mich, daß Dante nicht strenger für dieses Urteil büßen mußte."

„Man nahm es mit der Person des Papstes nicht so genau, um so mehr aber mit den Glaubensartikeln; wenn sich Dante dagegen versündigt hätte, wäre er verbrannt worden. Indes war sein Los traurig genug, wie einfach wehmütig drückt er es in den Worten aus: „Oh Freund, du weißt nicht, was es heißt, Tag für Tag fremde Treppen betreten zu müssen." Er hoffte, die Habsburger Rudolf und Albrecht würden nach Italien ziehen und alles würde sich um sie scharen, aber die Kaiser kamen nicht, denn sie wußten, daß sie nicht nur nichts ausrichten könnten, sondern daß es um sie geschehen sein würde, somit blieb es beim Alten. Die Frage: „Kommst du schon?"*), welche der Papst Niko-

*) Hölle 19, 52.

laus in der Hölle aus seinem Sarge Bonifacius VIII. zuruft, ist zum geflügelten Worte geworden. — Ohne die Erläuterungen, die uns Dantes Sohn Pietro und gleichzeitige Schriftsteller hinterlassen haben, würden wir über vieles im Nebel geblieben sein. Zum Beispiel über jenen Gleichgültigen, der in einer Art Vorhölle sitzen muß. Wer wüßte heutzutage noch seine Persönlichkeit zu bestimmen, wenn nicht Dantes Sohn Cölestin V. damit bezeichnet hätte. Dante hatte von dem frommen, zum Papst ungeeigneten Cölestin eine Reform erhofft und war empört, daß er eingerissene Mißbräuche, Geldgeschäfte und Unmoralitäten der Geistlichen nicht abgestellt hatte. Übrigens scheint der große Dichter nach einer gewissen Regel verfahren zu sein, denn jene Sünder, die sich noch auf dem Totenbette bekehrten, versetzte er in das Purgatorio, wer aber in der Sünde starb, kam in die Hölle; und da keine Regel ohne Ausnahme ist, gestattete sich auch Dante bisweilen die eine oder andere Ausnahme, und machte nach Gutdünken Selige und Verdammte. Es ist erstaunlich, wie viel er in der Geschichte wußte, wenn er auch, wie alle seine Zeitgenossen, Sage für historische Thatsache hinnahm. Die Befähigung, die Sage von der Geschichte zu unterscheiden, ist eine spätere Errungenschaft, weil früher die Leute naiv und kritiklos waren, Dichtung und Wahrheit verwechselten."

„Es war mir vor vielen Jahren eine große Freude, Cornelius' Zeichnungen zu Dantes Paradies erläutern zu dürfen,"*) sagte er und wiederholte aus seinem, ihn nie im

---

*) Umrisse zu Dante's Paradies, von Peter von Cornelius, mit erklärendem Texte von Dr. Ignaz Döllinger. München 1830.

Stiche lassenden Gedächtnis diese und jene Stelle und besprach genau die durchdachten Bilder des genialen Künstlers, als ob sie vor uns ausgebreitet gewesen wären."

Döllingers Erläuterungen zu Dantes Paradies, heute fast verschollen und vergessen, verdienten wohl eine Auferstehung durch einen Neudruck; für den, der Döllinger als Christ und als katholischen Priester beurteilen will, enthalten sie wertvolle Aufschlüsse. Allerdings führen sie zunächst auf den Standpunkt, den Döllinger im Jahre 1830 einnahm, aber es ist nicht schwer zu ersehen, daß dieser Standpunkt, den der berühmte Theologe wohl in keiner gelehrten Schrift so anziehend vor uns enthüllt wie in dieser, im großen ganzen derjenige war, auf dem er stand, als er aus dem Leben abgerufen wurde. Es sei gestattet, einige Stellen daraus hervorzuheben.

Das erste Bild zeigt Dante, der von seinem Führer Virgil verlassen, mit dem er den Weg durch das Reich der Finsternis und das der Buße und Reinigung zurückgelegt, nun mit Beatrice durch die Sphären des Paradieses wandert. Er folgt ihr unbedingt, von ihr empfängt er die höchsten Aufschlüsse über das Reich Gottes und dessen Verhältnisse, und je höher sie mit ihm emporsteigt, desto schöner und helleuchtender wird sie, bis er sie endlich im Empyreum in jener unaussprechlichen Schönheit erblickt, welche alle Be-

---

Leipzig, bei Boerner. (Cornelius' Zeichnungen waren bekanntlich bestimmt, für den Marchese Massini in Rom al' fresco ausgeführt zu werden; doch kam die Berufung des Künstlers nach München durch König Ludwig I., um dort die Ludwigskirche auszumalen, dazwischen. So blieb es bei den Zeichnungen.)

griffe übersteigt und nur von Gott allein ganz genossen werden kann.

„Beatrice,“ sagt bezeichnend der begeisterte Theologe, „ist die Theologie, worunter nicht der abstrakte Buchstabe der Wissenschaft zu verstehen ist, sondern die lebendige Tochter des Himmels, die beseligende Erkenntnis Gottes und der göttlichen Dinge, das Geschenk der höchsten göttlichen Gnade, welches uns hienieden im Spiegel schauen läßt, was wir dort von Angesicht zu Angesicht sehen werden.“

Beatrice und Dante haben die Sphäre des Mondes erreicht.

Das zweite Bild, insbesondere die Engelchöre, welche dasselbe umfassen, erklärt Döllinger folgendermaßen: „Nach Dantes Idee werden alle Welten oder Sphären des Paradieses von den himmlischen Engeln oder Kräften in Bewegung gesetzt, die ihrerseits wieder ihren Impuls von dem allein unbeweglichen Gott empfangen. Wie nun bis zum Empyreum neun Himmel sind, so gibt es auch nach der allgemeinen Annahme der Theologen neun Chöre der Engel, und jedem dieser himmlischen Chöre ist daher eine Sphäre des Himmels insbesondere angewiesen. Daher sagt Beatrice (Parad. II. 127—29):

„Die Kraft und Schnelligkeit der heilgen Kreise
Gleichwie der Hammerschlag vom Schmid, empfangen
Von hohen Geistern ihre Weg und Gleise.“

Im dritten Bilde ist der Wanderer durch die Räume des Paradieses zur Sonne gelangt, dem Aufenthalte jener seligen Geister, welche Lehrer der Kirche, Meister der Theologie gewesen. — „Alle waren auf Erden durch Weisheit und tiefe Kenntnis göttlicher Dinge ausgezeichnet, wie

Albert der Große, Peter der Lombarde, der Verfasser des berühmten, im Mittelalter allgemein gebrauchten Lehrbuches der Theologie; Dionysius der Areopagite und Richard von Sankt Victor, beide tiefe Mystiker. Auch Salomo befindet sich unter ihnen, den Gott vor andern Menschen mit Weisheit begnadigte, und von dem Thomas sagt, sein Licht sei unter ihnen das schönste." Cornelius hat aus dieser Schar von vierundzwanzig Seligen die drei bedeutendsten herausgehoben: den heiligen Thomas von Aquin, Albert den Großen und Bonaventura, ein Mitglied des Minoritenordens. — „Die Gruppe dieser drei Männer ist ein in sich vollendetes und geschlossenes Ganze. Jeder repräsentiert eine der Richtungen, welche zusammen die dem Priestertume der katholischen Kirche gesetzte Aufgabe bilden. Diese Aufgabe, sie ist keine andere, als erstlich: die Vereinigung der Seele mit Gott durch Losreißung vom Irdischen, kontemplativen Aufschwung zum Himmlischen und fortwährende Nährung und Steigerung der Liebe Gottes; sodann die in der geistigen Pflege der anvertrauten Gemeinde, in der Ausübung des Pastoralberufes thätige Nächstenliebe, und endlich die wissenschaftliche Bearbeitung und begriffsmäßige Entwickelung der geoffenbarten Religionswahrheiten. In dieser dreifachen Aufgabe ist der ganze Beruf des Priestertums erschöpft, welcher somit in der vor uns liegenden Gruppe gleichsam personifiziert erscheint; denn Bonaventura repräsentiert die mystisch-kontemplative, Thomas die spekulativ-theologische und Albert die praktisch-thätige Tendenz."

Dante ist im vierten Bilde mit Beatrice in die Sphäre des Mars aufgestiegen. — „Der ganze Umfang des Planeten wird durch ein Kreuz, welches sich über ihn, wie

die Milchstraße über den Himmel hinzieht, in vier Viertel geteilt, und an diesem Kreuze sieht Dante auf eine ganz wundervolle, unaussprechliche Weise Christum selbst leuchten." — „Es sind dem Namen des Planeten gemäß die Geister kriegerischer Helden, welche ihn bevölkern, und zwar solcher, welche im geheiligten Kampfe für die Sache Gottes und des Glaubens Ruhm errungen haben." — „Vor allen zieht der große Karl den Blick auf sich. Welch eine ehrfurchtgebietende Gestalt! Welch ein hoher Ernst, welche Klarheit, welche gewaltige Herrscherkraft in diesem Blicke." „Ja, das ist Karl, der das Reich erweitert hat, vom Ebro bis zur Raab, von Benevent bis zur Eyder — er, der zum erstenmale alle deutschen Stämme, mit Ausnahme der Engländer und Skandinavier unter einem Haupte vereinigt hat. So und nicht anders muß ihn die Phantasie des Geschichtsforschers malen, wenn er sich das Bild des Mannes, dessen Wirken ihn noch nach tausend Jahren mit Begeisterung erfüllt, zu vergegenwärtigen strebt." „Neben Kaiser Karl erscheint die jugendlich blühende Gestalt eines Ritters, welcher sich auf sein Schwert zu stützen scheint. Ein gutes Schwert, das manchen Ungläubigen erlegt und unter den ersten auf den Wällen von Jerusalem geblitzt hat — denn der Ritter ist Gottfried von Bouillon, Herzog von Lothringen, ein wahrhaft christlicher Held, den die Achtung und Verehrung seiner Waffengefährten durch freie Wahl zum ersten Könige des neu eroberten Reiches Jerusalem erhob. Er war es, welcher nach der Erstürmung der heiligen Stadt seine Hände rein hielt vom Blute der Besiegten; der, während die andern mordeten und plünderten, mit bloßen Füßen zur Kirche des heiligen Grabes eilte, und sich in Dankgebete ergoß."

Im fünften Bilde „sind Dante und seine Führerin im Saturn, dem letzten und von der Erde entferntesten Planeten angelangt. Hier finden sie jene, welche durch Abgeschiedenheit von der Welt, durch ein Leben der Demut, des Gebetes und der Selbstverleugnung die Seele geläutert und für die Mitteilungen Gottes empfänglich zu machen getrachtet haben." — Vorne in dem weiten, verhüllenden Gewande sitzt der heilige Benedikt. „In der That haben die Klöster seines Ordens Segen und Heil über die gesamte abendländische Christenheit verbreitet. Feste Burgen waren sie und Warten, wie für die Kultur der Länder und den Anbau des Bodens, so auch für die Gründung und Erhaltung der christlichen Religion unter rohen, halbheidnischen Völkern, Pflanzschulen zur Bildung gottgefälliger Priester, lichte Punkte in der Nacht der Zeiten, aus denen alles, was Europa an Kunst und Wissenschaft besaß, hervorging, Asyle endlich, in denen der Gedrückte und am weltlichen Treiben Ersättigte Ruhe und Sicherheit fand, und im ungestörten Umgange mit Gott den Frieden der Seele wiedergewann." „Das Buch, in welches der Heilige auf dem Bilde schreibt, ist die Ordensregel, die er als die Frucht vieljähriger Erfahrung und von oben gekommener Erleuchtung seinen Jüngern hinterlassen" — „und die Weisheit dieser, das beschauliche mit dem thätigen Leben so glücklich verbindenden Regel hat sich in der Prüfung von zwölf Jahrhunderten bewährt." „In dem Heiligen, welcher niederwärts schauend ein Kreuz in der Hand hält, ist der Stifter des Minoritenordens, Franziskus von Assisi leicht zu erkennen. Von ihm möchte man sagen, das schöne Wort der Antigone des Sophokles in höherer Bedeutung auf ihn anwendend: daß er nur um zu lieben

geboren worden sei. In der That war die göttliche Liebe der vorherrschende Grundton seines Lebens." — „Die Verhältnisse der Welt, das Treiben der Gewinnsucht ekelt ihn an; er hat sich, wie unser Dichter so schön sagt, der Armut als Braut angetraut."

„Sie, deß beraubt, der sich ihr erst vermählte (Christus)
Blieb ganz verschmäht mehr als elfhundert Jahr,
Da, bis zu diesem, ihr der Freier fehlte."

Dante ist „auf Beatricens Wink mittels derselben goldnen Leiter, auf welcher er die seligen Geister auf- und abschweben gesehen," in die achte Himmelssphäre, und zwar in das Sternbild der Zwillinge emporgestiegen. Seinen Blicken zeigt sich die „triumphierende Kirche, nämlich die Schar der Seligen und Auserwählten in Gestalt von vielen tausend Lichtern und über diesen die Sonne, von welcher alle ihren Glanz empfangen — Christus." Dantes Prüfung über die drei theologischen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe, durch den heiligen Petrus, durch den Apostel Jakobus und durch den Apostel Johannes ist in dem sechsten Bilde dargestellt. Nachdem er die Prüfung bestanden — die seligen Geister gemeinschaftlich mit Beatrice das dreimal heilig angestimmt — „nachdem das ganze Paradies einen Gesang zum Preise des Vaters, des Sohnes und des Geistes erhoben und Dante sein Entzücken darüber in die schönen Verse ergossen:

„O Lust! o unnennbare Seligkeit!
O friedenreiches, lieberfülltes Leben!
O sichrer Reichtum sonder Wunsch und Neid!"

da tritt plötzlich tiefes Schweigen ein, Petrus entfärbt sich und hebt an, von der Verderbtheit des damaligen Papsttums zu reden und gegen seine entarteten Nachfolger zu

donnern, und wie er spricht, da rötet sich der ganze Himmel und auch Beatrice errötet mit vor Scham und Unwillen.“

Die Gegenstände der drei letzten Bilder gehören dem höchsten Himmel, dem Empyreum an. Dante hat auf Beatricens Geheiß sein Gesicht in einen lichtglänzend' funkensprühenden Fluß getaucht, daraus getrunken und alsbald erkennt er eine kreisförmige, lichte Wasserfläche — „ohne Anfang und ohne Ende, denn sein gestärkter Blick vermag nun durch die Schranken von Zeit und Raum zu dem Schrankenlosen hindurchzudringen. Die Funken und die Blumen zeigen sich ihm als die beiden Chöre seliger Geister, der Engel und der Menschen. Über dem Lichtkreise, vermittelst dessen Gott von den geschaffenen Wesen geschaut werden kann, schwebt eine weiße Rose, deren zahllose Blätter die Sitze der seligen Himmelsbewohner bilden; die Reihen dieser Blätter aber sind die verschiedenen Kreise oder Stufen, welche die Seligen einnehmen. Wie ein Schwarm von Bienen lassen sich die Engel auf die Blätter und in den Kelch dieser Rose zu den seligen Menschen herab, und erheben sich dann wieder in die Höhe.“

Im neunten und letzten Bilde ist „Dante am langersehnten Ziele seiner großen Wanderung angelangt, aber seine Freundin ist nicht mehr bei ihm, sie hat ihn, nachdem sie ihn bis ins Empyreum und zur Anschauung der Seligen geführt, verlassen und ist zu der ihr bestimmten Stelle in der Paradieses-Rose wieder zurückgekehrt.“ — „An ihre Stelle und auf ihre Bitte hat sich ihm ein sanfter, liebreicher Greis mit dem Blicke eines zärtlichen Vaters zugesellt, Bernhard von Clairvaux, der große Meister und Lehrer der mystischen Theologie.“ Dante blickt knieend, dem heiligen Bernhard

von Clairvaux gegenüber, zu dem dreieinigen Gott empor — unterhalb, in der Mitte kniet anbetend die heilige Jungfrau, „für den Dichter die Gnade der göttlichen Selbstoffenbarung erflehend.“ —

„Hier war die Macht der Phantasie bezwungen,
Doch schon war Wunsch und Wille mir gelenkt,
Gleich einem Rad, gleichmäßig umgeschwungen
Durch Liebe, welche Sonn und Sterne lenkt!“

Und mit der gleichen Wärme und Begeisterung sprach Döllinger nach siebenundfünfzig Jahren abermals über Dante. „Ein Prophet im Sinne und Geist jener alttestamentlichen Seher und Dichter will Dante sein,“ sagt er. „Die Aufgabe, die ihm geworden, ist eine vierfache. Er will zuvörderst ein Prediger der Gerechtigkeit, des Friedens und der Liebe sein und er hat eine bisher verborgene Lehre zu verkündigen, ohne welche diese drei Güter auf Erden nicht bestehen können. Sodann will und soll er den Zeitgenossen einen Spiegel ihrer Verirrungen, Vergehen und Laster vorhalten, und sie so zur Selbsterkenntnis und Buße führen. Darum gehört es auch drittens zu seinem Berufe, die in Kirche und Staat bestehenden Gebrechen und Mißbräuche zu rügen und die entsprechenden Heilmittel anzuzeigen. Und endlich hat er Andeutungen zu geben über eine bessere Zukunft, und die Hoffnung einer nicht allzu fernen Errettung aus dem Abgrund von Sünde und Elend, in welchem die christliche Welt versunken ist, zu wecken und zu nähren. — Dante war aber nicht der Mann, dessen Phantasie bloß nach Willkür sich Prophezeiungen ersonnen hätte. Man kann nicht sagen, daß er nur seine individuellen Wünsche und Bedürfnisse in prophetisches Gewand gekleidet

habe. Er that, was in jener Zeit so vielfach geschah, er eignete sich Weissagungen an, welche teils schon im Umlauf, teils aus biblischen Deutungen entnommen waren, und kleidete sie in die prächtigen Bilder seiner dichterischen Phantasie, mitunter auch in eine absichtlich rätselhaft gehaltene Form. — Er erklärte, die päpstlichen Bullen seien ehrwürdig, aber beklagenswert sei es und ein Unheil für die Welt, daß, mit Zurücksetzung des Evangeliums und der Väter, dieses Studium ausschließend getrieben werde, als sicherster Weg zu Pfründen und Geldgewinn (Parad. 9, 133). — Dante hoffte sich der Wirkung seiner Dichtung noch im Leben zu erfreuen. Sie sollte die Brücke für ihn werden zur Rückkehr aus der Verbannung, sollte von seinen Mitbürgern und von ganz Italien Ehre ihm einbringen und Ruhm. Sein Ahnherr Cacciaguida ermutigt ihn im Paradies, er soll unbekümmert um die Folgen die ganze, volle Wahrheit offenbaren; sein Wort anfangs lästig, wird, wenn es erst verdaut ist, Lebensnahrung hinterlassen."

Seine Hoffnung war bekanntlich trügerisch; aus seinem Vaterlande verbannt, „irrte er als Geächteter in die endlos bittere Welt." Wollte er durch eine Geldsumme und durch öffentliche Buße seine Reue und Sinnesänderung kund geben, so sollte ihm die Rückkehr gestattet sein. Dante verschmähte eine solche Begnadigung. Er starb in der Verbannung 1321 zu Ravenna, treu seinen Idealen. Schmähten ihn die einen als Zauberer, als Lästerer der Päpste und Verbreiter ketzerischer Meinungen, so priesen ihn die anderen als Träger des Glaubens und als Dichter der göttlichen Liebe und Offenbarung.

Es ist nicht Zufall, wenn Döllinger sich durch sein

ganzes Leben mit besonderer Vorliebe mit Dante beschäftigt hat. Es geht durch das Leben beider Männer ein verwandter Zug hindurch. Gleich Dante hegte und pflegte Döllinger in tiefster Seele sein Ideal, die alte Kirche; in ihren Satzungen wollte er leben und sterben. Auch seine Beatrice war die katholische Theologie, aber nicht „der abstrakte Buchstabe, sondern die lebendige Tochter des Himmels.“ Ausgerüstet mit einem unermeßlichen Wissen, das er nicht spielend, sondern mit dem Feuereifer einer ernsten Arbeit errungen, sich betraut glaubend mit einer hohen Friedensmission, wollte er die „Wiedervereinigung der christlichen Kirchen“ erreichen, deckte wie Dante die Mängel und Mißstände der Kirche auf, damit sich das Schlimme in Gutes verkehre. Er warnte und eiferte gegen das Dogma der Unfehlbarkeit, das er als „Pandorabüchse“ bezeichnete. „Beide Männer,“ (Dante und Döllinger) sagt Professor Cornelius in seiner ergreifenden Gedächtnisrede, „trugen in tiefbewegter Seele die Sorge um die ganze Christenheit und beide klagten das Übermaß der päpstlichen Gewalt als das große Übel der Welt an.“ Beide hofften auf eine bessere Zukunft.

Als Döllinger durch den Erzbischof von Scherr aufgefordert worden war, seine Unterwerfung unter die am 18. Juli zu Rom verkündeten Glaubensdekrete zu erklären, stellte er am 28. März 1871 die ehrerbietige Bitte, es möge ihm gestattet werden, bei einer Zusammenkunft der Bischöfe zu Fulda seine Gründe gegen das neue Dogma vorzutragen, oder, wenn dies nicht thunlich, in einer aus Mitgliedern des Domkapitels zu bildenden Kommission dieselben auseinandersetzen zu dürfen, damit die Versammelten, wenn möglich, ihn mit Gründen und Thatsachen widerlegen, seine etwaigen

Irrtümer in Anführung und Auslegung von Zeugnissen und Thatsachen zurechtweisen könnten. Weder diese, noch eine aus Laien und Geistlichen zusammengesetzte Konferenz wurde bewilligt. Und da Döllinger es nicht mit seinem Gewissen verantworten konnte, „das, was er sein ganzes Leben für Wahrheit gehalten und als Wahrheit gelehrt, nun als Lüge zu halten und hinzustellen,“ wurde ihm am 3. April 1871 von dem Ordinariat des Erzbistums München-Freising kund gegeben, daß sämtlichen Theologie-Kandidaten der Erzdiözese München und Freising der weitere Besuch seiner Vorlesungen verboten sei. „Die Fortsetzung seiner Vorlesungen vermöge der Erzbischof nicht zu hindern, aber es könne nur im offenbaren Widerspruche gegen Döllingers Oberhirten geschehen, den legitimen Wächter über jeglichen Unterricht in der katholischen Religion.“ Obwohl der Stiftsprobst mit ganzer Seele an seinen Vorlesungen hing, sistierte er sofort dieselben. Am 18. April 1871 beauftragte das Ordinariat das Stadtpfarramt von St. Ludwig zu München, am künftigen Sonntage den 23. dieses Monats beim Pfarrgottesdienste von der Kanzel verkündigen zu lassen, daß der Stiftsprobst und Professor Dr. von Döllinger „wegen hartnäckiger und öffentlicher Leugnung klarer und sicherer Glaubenssätze der größeren Exkommunikation mit allen daran hängenden kanonischen Folgen verfallen sei.“

Diese Maßnahmen kränkten und schmerzten Döllinger bis in sein tiefstes Inneres. „Denn,“ sagte er, „das kanonische Recht erkennt in dem Bann nicht bloß ein seelisches Todesurteil, sondern es erklärt auch den Gebannten für vogelfrei jedem Eiferer gegenüber.“ Infolge davon ließ die königliche Polizeidirektion ihn förmlich warnen, auf seiner

Hut zu sein, da es auf eine an ihm zu verübende Gewaltthat abgesehen sei.*) Aber Döllinger vertraute auf Gott und fürchtete sich nicht. Oftmals äußerte er, „daß sich aus nah und fern seine Anhänger verdreifacht, daß ihn kein Freund verlassen, aber daß er manch neuen Freund und Gönner dazu gewonnen habe, selbst unter Geistlichen." —

Als er krank darnieder lag, wiederholten sich die Ermahnungen und Vorstellungen von verschiedenen Seiten, er blieb seiner Überzeugung treu. Und als er, gestärkt mit den Sterbsakramenten, die ihm Professor Friedrich gespendet, die Augen für immer schloß, da beklagten tief seine Anhänger und Freunde aus allen Landen, daß ein großer Geist zu denken, und ein edles Herz zu schlagen aufgehört.

Manch' religiöser Gegner aber, denn andere hatte Döllinger kaum, ging mit ihm ins Gericht und wog die

*) Döllinger äußerte hierüber in einem Briefe an den Nuncius Ruffo Scilla, 12. Okt. 1887: „Als der Erzbischof, nach seiner eigenen Äußerung einem Befehle des Papstes gehorchend, mir den gegen mich erlassenen Urteilsspruch mitteilte, ließ er mir ankündigen, ich sei allen Strafen verfallen, die das kanonische Recht über die Exkommunizierten verhänge. Die erste und wichtigste dieser Strafen ist enthalten in der berühmten Bulle Urbans II., welche entscheidet, daß es jedermann erlaubt sei, einen Exkommunizierten zu töten, wenn man dieses aus Eifer für die Kirche thue. Gleichzeitig ließ er auf allen Münchener Kanzeln gegen mich predigen, und die Wirkung, welche diese Deklamationen hervorbrachten, war eine solche, daß der Polizeipräsident mich benachrichtigen ließ, es seien Attentate gegen meine Person im Werke und ich würde wohl thun, nicht ohne Begleitung auszugehen." — Siehe das Nähere in der das Material vollständig enthaltenden Schrift: Briefe und Erklärungen von J. von Döllinger über die Vatikanischen Dekrete 1869—1887. München. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). 1890.

Leistungen und Eigenschaften seines Wesens gegeneinander ab: seine pflichttreue, tadellose, fünfundvierzigjährige Lehrthätigkeit, seine echt religiösen, hervorragenden Schriften, seine Wahrheitsliebe und seine Wohlthätigkeit auf der einen Seite, — seine Weigerung, ein Konzil anzuerkennen, auf welchem, wie Döllinger meinte, fast alle von der Theologie aufgestellten Bedingungen der Geltung fehlten, seine Weigerung, sich zu den Vatikanischen Glaubensartikeln zu bekennen, weil er darin „einen förmlichen Eidbruch sah", auf der andern Seite.

Verwarf nun sein Gegner auch derartige Weigerungen, so gewann die Achtung doch die Oberhand vor dem Manne, den die Weltgeschichte stets zu den Ersten an Gelehrsamkeit und Seelenadel zählen wird, und so zog am 13. Januar 1890 manch' Ultramontaner mit an sein Grab, das umstellt war von Männern aller Glaubensbekenntnisse und aller Berufe, von Alt und Jung, von Vornehmen und Geringen, von Reichen und Armen, unter welch' letzteren dieser und jener seinen Wohlthäter in Döllinger gesegnet hat.

Alle legten im Frieden mit dem großen Toten Blumen auf sein Grab.

„Jetzt hat er wohl von Gottes Gnade Kunde
„Und sieht weit mehr, als eurer Welt sich zeigt."
(Dante Paradies.)

Perſonen-Regiſter.